

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

Coloured covers/  
Couverture de couleur

Coloured pages/  
Pages de couleur

Covers damaged/  
Couverture endommagée

Pages damaged/  
Pages endommagées

Covers restored and/or laminated/  
Couverture restaurée et/ou pelliculée

Pages restored and/or laminated/  
Pages restaurées et/ou pelliculées

Cover title missing/  
Le titre de couverture manque

Pages discoloured, stained or foxed/  
Pages décolorées, tachetées ou piquées

Coloured maps/  
Cartes géographiques en couleur

Pages detached/  
Pages détachées

Coloured ink (i.e. other than blue or black)/  
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)

Showthrough/  
Transparence

Coloured plates and/or illustrations/  
Planches et/ou illustrations en couleur

Quality of print varies/  
Qualité inégale de l'impression

Bound with other material/  
Relié avec d'autres documents

Continuous pagination/  
Pagination continue

Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/  
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure

Includes index(es)/  
Comprend un (des) index

Title on header taken from: /  
Le titre de l'en-tête provient:

Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/  
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.

Title page of issue/  
Page de titre de la livraison

Caption of issue/  
Titre de départ de la livraison

Masthead/  
Générique (périodiques) de la livraison

Additional comments: /  
Commentaires supplémentaires:

This item is filmed at the reduction ratio checked below /  
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

|                          |                          |                          |                                     |                          |                          |
|--------------------------|--------------------------|--------------------------|-------------------------------------|--------------------------|--------------------------|
| 10X                      | 14X                      | 18X                      | 22X                                 | 26X                      | 30X                      |
| <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input checked="" type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 12X                      | 16X                      | 20X                      | 24X                                 | 28X                      | 32X                      |



Die göttliche Mutter mit ihrem Kinde.

# K u n d s c h a u



## Vom Berge Karmel.

2. Jahrgang.

Januar 1899.

Nummer 4.

### ❀ Zum neuen Jahre. ❀

Exsurge gloria mea, exsurge psalterium,  
et cithara: exsurgam diluculo.

Ps. 107. 3.



Glückselig ist der Mann, der krumme Pfade  
Vermied, allein nach Gottes Lohn verlangend:  
Er ist ein Baum, an Wasserbächen prangend,  
Und zeitigt seine Frucht — die Frucht der Gnade.

Im neuen Jahr ein neues Lied sich schwinget  
Empor zu Gott. Erwache denn, mein Psalter,  
Darin wie Adlers Kraft sich jünger das Alter,  
Und Ein ist und Jetzt sich wunderbar durchdringet.

Das Donnerwort des Alten aller Tage  
Scheint durch Jahrhunderte zu uns zu rollen;  
Doch daß wir in der Tiefe hoffen sollen,  
Klingt durch den Zorn des Heilands Leidensklage.

Verbirgt auch Christi Antlitz noch ein Schleier,  
Kann Glaube doch die Prophetie enthüllen;  
Sein eigen Wort muß ja der Psalm erfüllen,  
Tönt er im neuen Bund zur Liebesfeier.

O Buch der Psalmen, Schatz der Jahrgesänge,  
Von Gott dem Menschengeiße eingegeben,  
Um Gott im Heil'gen Geiste zu erheben!  
O menschlich Flehn, und doch — o Himmelsklänge!

O Symphonie von Sünde, Schuld und Reue,  
Von Hoffnung, Liebe, Glaube und Vertrauen:  
Du preist den Ewigen beim Morgengrauen  
Und singst am Abend von Jehovas Treue!

O Blumen, zwar dem Thränenthal entsprossen,  
Damit des guten Hirten Lu ihr schmücket,  
Doch deren Duft des Pilgers Herz entzückt  
Weil Himmelsthau die Kelche übergossen!

O Dom, deß Thürme in die Wolken streben,  
In dessen Schiff die Lobposaunen schallen,  
Um dessen Pfeiler Weihrauchwolken wallen  
Und Sions süße Harfentöne schweben!

O Weisheitsbuch, o Spiegel keuscher Tugend,  
Darinnen Gott sich zeigt nach Menschentweise!  
O Kraft der Kranken, Stab gebeugter Greise,  
Getreuer Führer unerfahr'ner Jugend.

So laßt uns denn, nach des Apostels Worte  
Mit Herz und Mund, im Liebe frommer Ahnen,  
In Gottes Lob einander froh ermahnen,  
Bis einst wir stehn vor Sions gold'ner Pforte.

Noch müssen wir im Tempelvorhof dienen —  
Es wird das Lied in's Heiligste doch dringen.  
Wohl uns, wann wir dem Hohenpriester singen  
Im Chor der Cherubim und Seraphinen!

Mit Psalmenfang und gottgeweihten Werken  
Sei ER gelobt, mit dem dies Jahr beginnt!  
Und Gott, der auf den Lohn der Treue sinnet,  
Wird selbst die müden, schwachen Hände stärken.

Ansgar Albing.



# Maria, die Pforte des Heils.

Von Rev. Joseph Raphael Kröll.

Maria, eine Pforte für die streitende Kirche.

**D**ie streitende Kirche sind die Christgläubigen auf Erden. Sie haben zu streiten gegen Augenlust, Fleischeslust, Hoffarth des Lebens und gegen Irrlehren.

Für diese streitende Kirche ist Maria eine Pforte. Gleichwie durch die Pforte oder das Hausthor herrliche Gaben und Schenkungen aus- und eingetragen werden, so ist uns durch Maria die höchste Gabe, nämlich der Sohn Gottes gegeben worden. Christus hat die Kirche gestiftet, und Maria ist die Pforte für die streitende Kirche. Darum sagt Maria: „Selig ist der Mensch der mich hört, und der wacht an meiner Thüre täglich und wartet an den Pfosten meines Thores.“ Sprüchw. 8, 34.

Maria ist eine Pforte des Heils. Wie Esther beim Könige Assuerus die Mittlerin machte für ihre Stammesverwandten und sie vom sicheren Tode errettete, so steht Maria als Mittlerin zwischen Gott und den armen Sündern.

Maria ist eine Pforte des Lebens. Deshalb ruft der heil. Bernhard ihr zu: „Durch dich, o Maria, haben wir den Zugang zum Sohne, die Pforte zum Leben, den sichern Weg zur Seligkeit.“ Maria ist unser Pilgerstab. Wer diesen Stab nicht aus seinen Händen läßt, wer Maria liebt und lobt und ihre Tugenden nachahmt, der wird nicht fehlen, nicht irren, nicht verloren gehen.

Maria ist eine Pforte der Betrübten. Wo ist Trost zu finden? Bei Gott, welcher uns tröstet in all unsrer Trübsal. Nach Gott aber ist Trost zu finden bei Maria, der Trösterin der Betrübten. Sie erlangt ihren Pflegekindern Trost in allen Trübsalen, Stärke in allen Gefahren.

Maria ist eine Pforte der Barmherzigkeit. Wird sie ja doch im *Salve Regina* „Mutter der Barmherzigkeit“ genannt. Der Ausdruck

stammt vom hl. Abte Odo her, der im 11. Jahrhundert im hochberühmten Benediktinerkloster Clugny in Frankreich lebte. Maria ist von der Sonne ganz umgeben, ganz bekleidet. Warum? Um anzuzeigen, daß, während andere Heilige nur einige Strahlen der Sonne der Barmherzigkeit an sich haben, Maria ganz mit dieser Sonne angethan, bekleidet sei, und so viel Barmherzigkeit den Menschen erzeuge, als die Sonne der Erde Strahlen zuschickt.

Maria ist eine Pforte des Lichtes. Ist nicht die Allerseligste Jungfrau der Stern aus Jakob? Ja wohl, sagt der heil. Bernhard, Maria ist der Stern der Gnaden, der aus Jakob aufgegangen und durch den Strahl, den sie aus sich entsendet, die ganze Welt erleuchtet hat. Die Mutter Gottes heißt ein Stern aus Jakob, um uns zu lehren, daß von dem Lichte und Sterne Maria alle Welt gesegnet werden soll, daß Maria alle ihre Kinder, Diener und Dienerinnen als ein unauslöschliches Licht erleuchtet und von ihnen als Gnadenlicht gepriesen wird.

Maria ist eine Pforte des guten Todes. Wenn die römischen Kaiser als Sieger in eine Stadt einzogen, so ließen sie ihre Leibgarde, die *lictiores*, vorausgehen. Auf diese *lictiores* nun sah das Volk mit banger Sorge hin. Hatten nämlich dieselben ihre *fascies* in den Händen, d. h. Bündel von Ruthen, aus welchen das Henkerbeil hervorschaute, dann war großes Wehklagen in der Stadt; denn man wußte, daß der Kaiser strenge Gerechtigkeit üben, ein strenges Gericht über die Uebelthäter halten werde. Hatten aber die *lictiores* goldene Scepter mit Blumen umwunden in den Händen und trugen sie auf dem Haupte zierliche Lorbeerkränze, dann empfing man sie mit großen Freuden; denn das goldene Scepter war ein Zeichen, daß der Kaiser Gnade für Recht wolle walten lassen. In unserer Todesstunde wird nicht der römische, sondern der himmlische Kaiser und König Jesus Christus erscheinen, um über uns arme Sünder Gericht

zu halten. Wie wird es uns dann ergehen? Wird er das goldene mit Blumen gezierte Scepter der Barmherzigkeit oder die Ruthe seiner strengen Gerechtigkeit uns entgegenstrecken? O, Maria ist eine Pforte des glückseligen Sterbens.

Jeder noch, der Maria im Leben geliebt hat, hat im Tode ihre Hilfe erfahren, wie sie selbst zur hl. Mechtildis gesprochen hat: „Allen bin ich im Tode gegenwärtig, welche mir gebient und mich fromm geliebt haben.“

Als Adolph, ein Graf im Elsaß, welcher allezeit die Seligste Jungfrau mit innigster Liebe verehrt hat, zum Sterben kam, da ward seine Seele mit solcher Angst erfüllt, daß er an allen Gliedern zitterte und der kalte Todesschweiß von seinem Angesichte rann. Wird ihn nun seine himmlische Mutter verlassen, die er so viel tausendmal angerufen hat: „Bitte für uns arme Sünder in der Stunde unseres Absterbens?“ „Nein,“ sagt der hl. Bernhard, „es ist noch nie erhört worden, daß jemand Maria angerufen oder geliebt habe, und von ihr verlassen worden sei.“ Seht, auch dem mit dem Tode ringenden Adolph erscheint Maria, wischt ihm den Schweiß ab von seinem Angesicht und spricht mit süßester Stimme zu ihm: „Adolph, mein liebstes Kind, warum fürchtest du dich zu sterben, da du doch mein bist?“ O welches Herz sollte nicht vergehen vor Süßigkeit dieser Marianischen Liebe! Auch dem Sterbenden ist das Herz bei diesen Worten geschmolzen, und von den Flammen heiliger Liebe ergriffen ruft er aus: „Setz, o Maria, o süßeste Mutter, lasse deinen Diener in Frieden fahren!“ Und mit diesen Worten löste sich die Seele vom Leibe und wurde auf den mütterlichen Armen Maria in den Himmel getragen, um in Ewigkeit Gottes Angesicht zu schauen.

Wir haben oft schon von frommen und heiligen Menschen gelesen, daß ihnen in den letzten Zügen die hochgebenedeite Jungfrau Maria mit ihrem göttlichen Kinde auf den Armen erschienen sei, um ihre treuen Diener in ihrer Todesangst zu trösten. Unter vielen andern wurde solches Glück auch dem hl. Nikolaus von Tolentino zu theil. Da derselbe um die Ur-

sache seiner auffallenden Fröhlichkeit in seinem Dahinscheiden gefragt wurde, gab er zur Antwort: „Maria mit dem Jesuskind steht vor mir und ladet mich in den Himmel ein zum Genuß der ewigen Freuden und ich soll nicht frühlich sein!“

---

### Maria, eine Pforte für die leidende Kirche.

Die leidende Kirche, das sind die armen Seelen im Fegfeuer.

Mit Thränen und Geschrei treten wir hinein in dieses Leben, eine kleine Spanne Zeit ist seine Dauer, und Schmerz und Thränen stehen an der Pforte seines Ausgangs, und zwischen diesen beiden Endpunkten, wer will sie zählen alle die Thränen, die hier geweint werden; wer will sie aufzählen alle die Nöthe und Schmerzen, alle die Bitterkeiten und Enttäuschungen, die wir uns selbst, die uns andere bereiten? Kannst du sie ausrodern, die Kette von Weh und Leiden, die durch unser Leben sich hinzieht, bis zum Tode?

Und nach dem Tode wird der gerechte Gott uns nicht früher vor sein Angesicht kommen lassen, bis wir ihm vollkommene Genugthuung gegeben und den letzten Heller bezahlt haben.

Wie traurig ist aber der Aufenthalt in diesem Ort der Verdammung, wo man fern vom beseligenden Angesichte Gottes durch Sehnsucht verzehrt, durch Reue gequält wird — mehr noch als durch's Feuer, das die Seele von ihren Makeln reinigt!

O, trostreich ist da die Voraussicht für uns, daß Maria auch im Fegfeuer ihre mütterliche Liebe denjenigen erweist, die im Leben ihre Kinder sein wollten. Für solche legt Maria ihre Fürbitte bei Gott ein, gleichwie jene kluge Frau von Thesua bei David; und sie thut es mit einem solchen Eifer und solcher Kraft, daß ihr göttlicher Sohn ihr unmöglich widerstehen kann, sondern den armen Verwiesenen in das erschente Waterhaus aufzunehmen sich entschließt und zum himmlischen Heerführer Michael sagt: „Gehe, hole den Sohn aus der Verbannung heim, führe diese Seele, die sich meine heilige Mutter ausgebeten hat, heraus aus den Pei-

nen des Fegfeuers, führe sie ein in die Freude ihres Herrn, nach welcher sie eine solche Sehnsucht trägt!“

Maria ist die Königin des Fegfeuers; sie ist eine zärtliche Mutter gegen die leidende Kirche im Fegfeuer. Maria selbst sprach eines Tages zu der heiligen Brigitta, wie man in deren Offenbarungen liest: „Ich bin die Königin des Himmels, die Mutter der Barmherzigkeit, die Wonne der Gerechten, die Leiter der Sünder; es giebt im Fegfeuer keine Qual, die nicht durch meinen Beistand gelinde und erträglicher gemacht wird.“ Und ein anderes Mal fügt sie bei: „Ich bin die Mutter aller, die im Fegfeuer sind, weil jede Qual, die den Sündern als Sühnemittel ihrer Vergehungen auferlegt worden, durch meine Fürbitte erleichtert wird.“ Und ein andermal hörte dieselbe Heilige den Herrn zu seiner gebenedeiten Mutter sagen: „Du bist meine Mutter, und der Trost aller, die im Fegfeuer sind.“

Der hl. Bernhardinus von Siena verbürgt uns, daß Maria eine Herrschaft der Güte und Barmherzigkeit ausübe in jenen jammervollen Gefängnissen, wo die göttliche Gerechtigkeit die Läuterung der Bräute Christi vollendet. Er wendet deßhalb auf Maria die Worte der hl. Schrift an: „Ich bin auf den Wogen des Meeres gewandelt.“ Sir. 24, 8. Sind ja doch die Qualen des Fegfeuers wie togende, brausende Meerestwogen. Wie hoch die Barmherzigkeit Mariä sei, das hat sie beim Gerichte gezeigt; wie tief ihre Barmherzigkeit sei, das zeigt sie im Fegfeuer. Sie ist die Pfortnerin des Paradieses. Sie öffnet mit ihrem Schlüssel der Barmherzigkeit das Paradies.

Fragen wir, wer dieser Schlüssel ist, so antwortet uns die Kirche mit jener Antiphon, die in der Adventsandacht vor Weihnachten gesungen wird: „O Schlüssel Davids und Scepter des Hauses Israel, der du öffnest und niemand kann zuschließen, der du schließt und niemand kann öffnen! Komme und führe den Gefangenen aus dem Hause des Kerkers, der in der Finsterniß und in dem Schatten des Todes sitzt!“ O schauet Maria, das ist der langersehnte, wahrhaftige Schlüssel Da-

vids, das Scepter des Hauses Israel, der ganzen Christenheit. Was dieser Schlüssel aufschließt, das darf niemand zuschließen. Er ist der Schlüssel, der die Gefangenen von ihren Ketten und Banden befreit, der diejenigen auf freien Fuß setzt, die lange schmachteten in der Finsterniß und in dem Schatten des ewigen Todes. Nicht als ob Maria von Sünden entbinden, absolviren könnte; denn diesen Schlüssel hat Christus dem Petrus und seinen Nachfolgern übergeben; aber Maria ist die Schlüsselträgerin zu den Schätzen Gottes und zum Himmel, die Pforte aus dem Fegfeuer in den Himmel.

Wenn denn Marias Fürbitte für die armen Seelen wie kühlender Maitau auf deren peinigende Flammen herabsinkt und sie lindert; wenn heute noch Maria in das Fegfeuer hinabsteigt, um die armen Seelen zu erlösen, so laffet auch uns zu ihr flehen, sie möge, wenn wir das Unglück haben, Gefangene des Fegfeuers zu sein, unsere Bande lösen, unsern Kerker eröffnen, uns zur Freiheit der Kinder Gottes führen!

#### Maria, eine Pforte der triumphirenden Kirche.

Die triumphirende Kirche sind die Heiligen, die Auserwählten des Himmels.

Der heilige Seher Johannes beschreibt die Stadt Gottes in der Geheimen Offenbarung also: „Der Engel führte mich im Geiste auf einen hohen Berg, und zeigte mir die heilige Stadt Jerusalem, welche von Gott aus dem Himmel herabstieg. Sie hatte Klarheit Gottes und ihr Licht war gleich einem köstlichen Stein, wie Jaspisstein, wie Krystall. Sie hatte eine große, hohe Mauer mit zwölf Pforten, auf den Pforten zwölf Engel. Von Morgen waren drei Pforten, von Mittag drei, von Mitternacht drei, von Abend drei.“ Apok. 21, 10—14.

Wo ist der Himmel? Der Himmel ist nicht unter uns, nicht in dem Innern der Erde, nicht auf Erden in irgend einem noch unbekanntem Lande. Nein, wir hören es in der hl. Schrift immer wieder und wieder, daß der Himmel droben ist; er ist droben, in der Höhe.

Auf der Morgenseite des himmlischen Jerusalems ziehen in die Stadt der Seligen ein die jungen Erdenpilger, die frühe ihren Lauf vollendeten. Da stehen die drei Pforten des Glaubens, des Gottesworts und zwischen ihnen die Pforte der Herzensreinigkeit. Auf der ersten steht geschrieben: „Wer glaubt und getauft ist, wird selig werden.“ Auf der zweiten: „Selig sind diejenigen, die Gottes Wort hören und in ihrem Herzen bewahren.“ Auf der mittleren ruft der Engel: „Selig sind jene, die eines reinen Herzens sind; denn sie werden Gott anschauen.“

Auf der Mittagsseite der ewigen Stadt wandern ihr diejenigen zu, die im Sonnenschein des Glücks ihre Tage hienieden verlebten, ohne dadurch die Demuth des Herzens und den gottgefälligen christlichen Geist zu verlieren. Nachdem sie die Geschenke Gottes in diesem zeitlichen Dasein weise und dankbar genossen, kommen sie nun, um das zeitliche Glück, das ihr Herz keineswegs bethörte, mit ewiger Glückseligkeit zu vertauschen. Sie ziehen ein durch die drei mittäglichen Pforten der Barmherzigkeit, der Sanftmuth und des Friedens. Der Engel der ersten Pforte spricht: „Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ Der Engel der Sanftmuth ruft seinen Kindern zu: „Selig die Sanftmüthigen; denn sie werden Kinder Gottes genannt werden.“ Und auf der mittleren, der Friedenspforte, steht die Inschrift: „Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden das Erdreich besitzen.“

Von der rauhen Nordseite des irdischen Lebens strömt eine Menge Kreuzträger zur ewigen Stadt. Sie ziehen herein durch die Pforten der Armuth, der Verfolgung und der Buße. Die Engel dieser Pforten rufen ihnen zu: „Selig sind die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden; denn ihrer ist das Himmelreich.“ „Selig sind die Trauernden; denn sie werden getröstet werden.“

Auf der Abendseite des himmlischen Jerusalems endlich ziehen im milden Lichte der untergehenden Sonne, die ihre Strahlen auf die funkelnden Pforten der glückseligen Stadt wirft, die müden betagten Erdenpilger, die sich nach langer Wanderschaft nach der endlichen ewigen Ruhe sehnen. Da winkt ihnen auf der einen Seite die Pforte der Beharrlichkeit mit der Aufschrift entgegen: „Wer ausharrt bis an's Ende, der wird selig werden.“ Auf der andern Seite öffnet sich die Pforte des Todes mit den Worten: „Selig, die im Herrn sterben; denn ihre Werke folgen ihnen nach.“

Aber wer sind jene, welche im süßen Abend-scheine der in ihrem Untersinken alles vergoldenden Sonne, einem breiten Strome gleich, zahllos aus allen Klassen und Ständen der mittleren Pforte entgegenwallen? Und wie heißt diese Pforte? Es ist die Himmelspforte, Maria. O wie viele Tausende, die an der Morgenseite der Stadt Gottes übermüthig vorübergingen, die der Sonnenschein eines glücklichen Lebens nur übermüthiger und gottvergessener, die der Nordsturm harter Schicksale und eines vereitelten Lebensplanes nur hartnäckiger und verstockter gemacht, lassen sich durch den gnadenvollen Anblick der milden, gütigen und süßen Jungfrau unter dem Aveläuten des Lebensabends noch erweichen, wenden ihre Schritte und flüchten sich in die Arme der Mutter des Erlösers!

Ja, Maria ist die wahre Himmelspforte; denn sie ist den Kindern eine Mutter, den Unmündigen ein Honigseim, den Jünglingen ein Spiegel, den Jungfrauen eine Lilie, den Priestern ein Altar, den Eheleuten ein reicher Ring, den Reichen eine Goldgrube, den Armen ein Schatz über alle Schätze Gottes, den Fürsten ein Schild, den Soldaten ein geordnetes Kriegsheer, den Hungrigen eine Speise, den Durstigen ein Brunnen, den Betrübten ein Trost, den Kleinmüthigen ein Anker, den Schiffenden ein Port, und lechlich allen Sündern eine Pforte des Himmels.

Ohne Wahl sind wir geboren,  
Leben, ohne daß wir wollen;  
Ohne Wahl zum Leid erkoren  
Sterben wir nur, weil wir sollen.

Willst Du Freude, leide Pein;  
Willst Du Hoheit, steige nieder;  
Willst Du Reichthum, büße ein;  
Willst Du Leben, stirb erst wieder.




## Leben und Wunder des heiligen Karmeliten Albert von Sicilien.

Von Rev. G. L. Nitz, O. C. C.

(Fortsetzung.)

### 7. Kapitel.

**Albert geht auf dem Wasser. — Er bringt  
Nahrungsmittel nach Messina während  
einer Belagerung.**

ott war offenbar mit seinem treuen Diener und gab seine Heiligkeit immer wieder durch neue Wunder kund. Als er von seiner Wallfahrt nach dem gelobten Lande zurückgekehrt war, mußte er eines Tages in die Stadt Girgenti gehen. Bevor er mit seinem Begleiter hierherkam, mußten sie das Flüsschen Platano, das durch starken Regen hoch angeschwollen und sehr reißend war, durchschreiten, was ihnen auch mit der Gnade Gottes gelang. Am andern Ufer sollten sie ihre Reise fortsetzen. Da hörten sie hinter sich Hilferufe: „Albert, Diener Gottes, erbarme dich unser! erbarme dich unser aus Liebe zu deinem Herrn!“ Es waren mehrere Juden die, als sie durch den Fluß waten wollten, von einer starken Strömung fortgerissen wurden und so in Gefahr schwebten von dem reißenden Wasser verschlungen zu werden. Der Heilige wandte sich zurück und als er die Armen mit den Wellen kämpfen sah und ihre Hilferufe hörte, hatte er Mitleid mit ihnen; er sandte ein Gebet zum Himmel und, wie einst Petrus auf dem galiläischen Meere, so ging auch Albert trockenen Fußes über dem Wasser, um den Juden Hilfe zu bringen.

Man kann sich das Staunen der Leute denken, als ihnen auf so wunderbare und unerwartete Weise Hilfe kam. Jedoch war es Alberts Absicht nicht bloß ihren Leib, sondern auch ihre Seelen zu retten. Deshalb rief er ihnen schon von weitem zu: „Siehe, auf eure Bitten bin ich bereit, euch zu helfen; aber ihr könnt nicht erwarten, von der göttlichen Milde geholfen zu werden, wenn ihr euch seinem hl.

Gesetze widerspenstig erweist. Laßt eure Herzenshärte erweichen und, wenn ihr aus ganzem Herzen an den Herrn Jesus Christus glaubt, so werdet ihr aus dieser Gefahr errettet werden.“ Unterdessen wirkte die Gnade Gottes ein noch größeres Wunder im Innern dieser Juden; sie erklärten, alles zu glauben, und verlangten noch im Flusse, die hl. Taufe zu empfangen.

Albert entsprach ihrem Verlangen und taufte sie im Wasser des Flusses und dann brachte er sie heil an's Ufer. Die Juden voll Staunen über das soeben vollbrachte Wunder und voll dankbarer Freude, vom doppelten Tode des Leibes und der Seele befreit worden zu sein, begleiteten den Heiligen nach Girgenti und hörten nicht auf, seine Heiligkeit zu verkünden, die sich durch ein so großartiges Wunder offenbart hatte. Die Begebenheit kam auch zu Ehren des Erzbischofs jener Stadt. Dieser ließ die Neubekehrten zu sich kommen und sich von ihnen Alles erzählen. Er pries mit ihnen die Güte des Herrn, der wunderbar ist in seinen Heiligen und befahl ihnen, sich von dem Diener Gottes weiter unterrichten zu lassen, was sie recht gerne thaten, und in Liebe und Geduld belehrte sie Albert im Glauben und den Sitten der katholischen Kirche.

Von 1291 bis zum Jahre 1337 regierte in Sicilien Friedrich von Arragonien, der sich durch seine väterliche Liebe und Fürsorge den guten Willen seiner Unterthanen erworben hatte und unter allgemeinem Jubel im Jahre 1296 zu Palermo zum Könige gekrönt wurde.

Die inneren Feinde des Landes hatte er glücklich unterworfen, aber er war nicht so glücklich nach außenhin. Einerseits wollte Robert von Neapel im Bunde mit Frankreich die schöne Insel erobern, andrerseits machte sein Bruder Jakob der Erste Ansprüche geltend. Er zog also in's Feld; die Uebermacht der neapolitanischen Waffen nöthigten ihn aber, sich nach

Messina zurückzuziehen, welches im Jahr 1301 belagert wurde.

Der König von Neapel wollte diese Stadt um jeden Preis haben, um sich dann der ganzen Insel bemächtigen zu können. In dieser Absicht ließ er die Stadt von allen Seiten umzingeln und suchte sie, wenn nicht durch Waffengewalt, so durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Mittlerweile befanden sich die Einwohner in der größten Angst, da sie einen weit überlegenen Feind zurückschlagen mußten und zugleich mit dem durch die Belagerung verursachten Hunger zu kämpfen hatten. Die tapfern Insulaner waren wohl am Ende ihrer Macht, aber darum hatten sie nicht weniger Muth und, eher als sich der Herrschaft des Feindes zu unterwerfen, waren sie entschlossen ihre Stadt an vier Ecken in Brand zu stecken und in den Flammen unzu kommen.

Da es so schlimm um die Stadt bestellt war, beschloß der König, der Erzbischof und viele angesehenere Bürger, zum Diener Gottes Albertus zu gehen und ihn anzusehen, für die Stadt bei Gott und seiner hl. Mutter zu beten. Da die Sache keinen Aufschub litt, so begaben sich Alle unverzüglich zum Kloster der Karmeliten, wo sie den heiligen Superior baten, Gott anzusehen, er möge die Stadt von der Belagerung befreien und sie die schreckliche Geißel der Hungersnoth nicht verkosten lassen. Mit bewegtem Herzen hörte der Heilige ihre Bitten an, sprach ihnen Muth und Vertrauen zu und versprach, die göttliche Güte und die gütigste Jungfrau Maria für seine geliebten Messinesen anzusehen. „Ich will jedoch“, so schloß er, „daß ihr morgen um diese Zeit wieder zusammenkommt, um die allerseeligste Jungfrau, die Trösterin der Betrübten, zu bitten, sich bei ihrem Sohne die ersuchte Gnade zu erlangen.“

Am folgenden Morgen zogen der König und sein Gefolge, der Erzbischof und die Geistlichkeit, begleitet von einer unabsehbaren Menge Volkes, in geordneter Prozession zur Kirche der lieben Frau vom Berge Karmel, wo König und Volk sich niederwarfen, im heißen Gebete Rath und Beistand in der gegenwärtigen Bedrängniß vom Himmel zu erbitten. Unterdessen be-

gab Albert sich zum Altare, um das heilige Opfer darzubringen. Als er beim Offertorium angelangt war, schien er plötzlich wie verzückt und mit zum Himmel erhobenen Augen betete er laut: „Herr, Gott aller Dinge! der du dein liebevolles Antlitz denen zuwendest, die aus ganzen Herzen und mit kindlichem Vertrauen ihre Zuflucht zu dir nehmen, schaue vom Himm.: herab auf dieses dein Volk, welches dich mit Inbrunst ansieht und erweise an ihm deine Barmherzigkeit. Sie sind von Hungersnoth heimgesucht, gieb ihnen Speise wie du einst die Israeliten in der Wüste mit der wunderbaren Speise des Mannas versehen hast. Strecke aus deine Hand, diese Stadt zu vertheidigen, die ihr ganzes Vertrauen auf dich setzt; ohne dich geht sie zu Grunde und nur auf deinen Namen, o Herr, kann sie hoffen. — O Herr, komme den Unglücklichen zu Hilfe, ermuthige alle Muthlosen, damit Satan sich nicht an dem Untergang so vieler Menschenleben erfreuen möge.“ Während der Heilige so betete, herrschte in der weiten Kirche das tiefste Stillschweigen und das ganze Volk vereinigte sein Flehen mit dem Gebete Alberts. Kaum aber hatte er sein Gebet beendet, als ein so schreckliches tösendes Geräusch erkante, daß blasse Furcht sich auf die Gesichter aller Anwesenden malte. Jedoch gleich darauf kam Trost und Freude in die geängstigten Herzen, als in der Luft eine Stimme klar und deutlich erscholl: „Gott hat dein Flehen erhört!“ „Exaudivit Deus preces tuas.“ Eine unendliche Freude erfüllte jetzt alle Herzen, die in der letzten Zeit nur Angst und Betrübniß gekannt hatten; und bald erfüllte Jubelgeschrei die heiligen Hallen und laut sagte man Preis und Dank dem Allmächtigen, der ihr Gebet so rasch und auf so wunderbare Weise erhört hatte.

Dieser Jubel und diese Freude war nicht umsonst, denn zur selben Zeit drangen drei mit Lebensmittel beladene Schiffe durch den belagernden Feind und warfen im Hafen der Stadt Anker. In kurzer Zeit brachten die unbekanntenen Matrosen die Lebensmittel von den Schiffen in die Magazine der Stadt und, ohne einen Lohn zu verlangen, fuhren sie aus

dem Hafen und ließen die Bewohner in dankbarer Freude, die Soldaten der Belagerung aber in Staunen und Wuth zurück. Wer diese freigebigen Schiffsleute waren, woher sie kamen, wohin sie gingen, hat man nie ausfindig machen können. Die Messinesen waren überzeugt, daß es Engel waren vom Herrn geschickt, durch das Gebet und die Verdienste seines geliebten Dieners.

Man kann sich denken, wie sehr durch dieses außergewöhnliche Vorkommen der Ruf des Heiligen weit und breit stieg. Ganz Sicilien sprach davon und alle Herzen floßen über von Dankbarkeit für den höchsten Wohlthäter und seine göttliche Mutter. Der König warf sich öffentlich nieder zu den Füßen des demüthigen Dieners Gottes, als ob er schon zur Ehre der Altäre erhoben wäre, küßte ihm die Hand, empfahl sich seinem Gebete und bat um seinen heiligen Segen. Dieses und noch andere Wunder, welche Gott zu Gunsten der frommen Einwohner von Messina wirkte, demüthigten den Stolz Roberts von Neapel und bewögen ihn die Belagerung der Stadt aufzugeben, da wie er sich ausdrückte, er nicht mit dem Himmel Krieg führe. Er zog sich nach Catania zurück und verhandelte hier mit Friedrich um Frieden.

---

## 8. Kapitel.

### Albert befreit ein Mädchen vom Teufel und heilt mehrere Kranken.

---

Wie unser göttlicher Erlöser Palästina durchwanderte, die Todten erweckend, die Kranken heilend und überall Gutes thugend, so kehrte auch Albert selten in sein Kloster zurück, ohne die Thränen eines Unglücklichen getrocknet zu haben und seine vielfachen Wunderwerke erwarben ihm den Beinamen eines Thaumaturgus von Sicilien.

In der Stadt Alicata lebte eine reiche und fromme Frau, die aber dennoch sehr elend und unglücklich war. Sie hatte nämlich eine einzige Tochter, an der sie mit mütterlicher Liebe hing, die aber vom bösen Geiste besessen war. Das arme Kind von vornehmer Geburt und

gut erzogen, war eine Sklavin, ja ein Spielwerk Satans geworden, manchmal überläßt sie ein convulsivisches Zittern, dann knirscht sie wild mit den Zähnen, verdreht die Augen in Schrecken erregender Weise, sie zerreißt ihre Kleider, schlägt ihrem Körper Wunden, kurz thut alles, was der Teufel, der in ihr wohnt, verlangt. Es läßt sich denken, wie schmerzlich dieser Zustand der Tochter der guten Mutter war. Die Aerzte konnten sie nicht trösten und sogar der Himmel schien taub ihren Gebeten, bis er diesem Hause Trost und Beistand in der Person Alberts schickte.

In seiner Eigenschaft als Provinzial, kam der Heilige in das Kloster von Alicata, wo er von den Mönchen mit größter Freude aufgenommen wurde. Es lag diesen sehr am Herzen, daß der Dame, die eine freigebige Wohlthäterin ihres Klosters war, geholfen wurde und deßhalb baten sie ihren guten Vater, dieselbe auf irgend eine Weise zu trösten. Als Albert den Zustand der armen Besessenen vernahm, wurde er von Mitleid gerührt und unverzüglich begab er sich zur Unglücklichen. Man hatte der armen Mutter seine Ankunft mitgetheilt und weinend lief sie ihm entgegen, warf sich ihm zu Füßen und bat ihn, ihre Tochter von dem bösen Geiste zu befreien. „Hoffe auf Gott, meine Tochter!“ antwortete Albert, „er ist mächtig und barmherzig und er wird dir helfen.“ Dann ging er in's Haus zu dem besessenen Mädchen, welches, als es seiner ansichtig wurde, getrieben vom Teufel, ihm mit unglaublicher Stärke eine schallende Ohrfeige gab. Eingedenk der Mahnung des Evangeliums reichte er die andere Wange dar, indem er sagte: „Schlage nur, teuflisches Ungeheuer, aber aus dieser, nach dem Ebenbilde Gottes erschaffenen Kreatur wirst du ausfahren müssen.“ Der böse Geist schrie jetzt mit schrecklicher Stimme: „Ich gehe, ich gehe, denn ich mag nicht in deiner Gegenwart sein.“ Das arme Kind wurde von einem heftigen Zittern befallen, aber wiederum beschwor Albert den Feind, indem er sagte: „Im Namen Jesu meines Erlösers, gehe hinweg, höllische Schlange; ich befehle es dir und laß dieses Geschöpf frei ohne ihm Schaden zuzufügen.“

Bei diesen Worten heulte und schrie der Teufel fürchterlich; ohne sich daran zu stören, hebt Albert die Augen zum Himmel machte das Kreuzzeichen auf die Stirne der Besessenen, besprengte sie mit Weihwasser und als er den Namen Jesu ausspricht, verläßt Satan dieselbe, ohne ihr den geringsten Schaden zuzufügen. Anfangs war das Mädchen in tiefer Ohnmacht, erholte sich aber bald und, sobald sie wieder den Gebrauch der Vernunft erlangt hatte, kam sie zugleich mit ihrer Mutter, um dem Heiligen innigsten Dank abzustatten. „Saget Dank der göttlichen Vorsehung“, sprach er, „die euch dieses Gute gethan hat; ich bin nur das Werkzeug seines Willens gewesen“ und er ging hinweg, froh das Glück in ein Haus gebracht zu haben, wo vorher nur Trauer und Unglück herrschte.

Die Bewohner von Trapani waren nicht wenig stolz auf ihren heiligen Mitbürger, dessen Wunderruf in fast jedem Orte Siciliens ertönte. Aber dennoch hätten sie gerne gesehen, wenn auch ihre Stadt der Schauplatz irgend eines Wunders gewesen wäre. Die Freude war daher allgemein, als Albert eines Tages kam, sein altes Kloster zu besuchen und Alles lief ihm entgegen, um ihn zu sehen. Kaum war er im Kloster angelangt, als eine Frau kommt, sich vor ihm niedertwirft und unter Schluchzen und Weinen ihn bittet, zu kommen und ihrer Tochter zu helfen, die in gräßlichen Geburtswunden danieder lag und nicht gebären konnte. „Mäßige deinen Schmerz,“ antwortete der Heilige, „dieses Vertrauen, welches du auf mich gesetzt hast, setze es auf die Hülfe des Herrn; Gott, der in jeder Noth nicht fern ist, wird euch die verlangte Gnade gewiß verleihen. Ich werde deine Tochter in Wälde besuchen.“ „Ach, mein Vater! um der Liebe Gottes willen,“ versetzte die Frau, „es ist keine Zeit zu verlieren, komme also gleich mit mir, damit meine Tochter vorher nicht sterbe.“ Albert konnte ihrer Bitte nicht länger widerstehen, sondern ging mit ihr und suchte ihr unterwegs Trost einzusprechen.

Er fand die Kranke umgeben von weinenden Frauen, die aber bei seinem Erscheinen ihre Thränen trockneten, so groß war das Vertrauen,

das alle in den Heiligen hatten. In übergroßem Schmerz lag die Kranke da, starr und unbeweglich. Albert nahte sich ihr, rief sie beim Namen und sprach: „Margarita, sprich und tröste deine Mutter, die deinetwegen so betrübt ist. Schenke dein Kind der Mutter Gottes, tröste deine Eltern und lebe.“ Zum allgemeinen Erstaunen erwachte die Halbtotbe wie aus tiefem Schlafe und antwortete: „Deine Ankunft, o Diener Gottes, hat mir alle Schmerzen benommen. Gott sei gelobt und seine heilige Mutter Maria, der ich die Frucht meines Leibes weihe.“ Der Heilige nahm die Gabe im Namen Gottes an und sprach dann folgendes Gebet über die Gebärende: „Jesus Christus unser Herr, durch die Verdienste seiner heiligen Mutter, würdigte sich, dir die ersehnte Gesundheit zurückzugeben und, wie die unbefleckte Jungfrau Maria, vom hl. Geiste überschattet ohne Schmerzen gebar, so mögest auch du, o Margarita, ohne weitere Beschwerden dein Kind zur Welt bringen.“ Nachdem er dieses gesagt hatte, ging Albert weg und gleich darauf wurde ein schönes Mädchen geboren, das, als es herankwuchs, große Anmuth der Seele mit der des Leibes verband und das eine Braut Christi im Kloster wurde.

Die Demuth und die Liebe schienen sich die Herrschaft über das Herz unseres Heiligen streitig machen zu wollen. In Folge seines Amtes mußte er von einem Kloster zum andern gehen und dann ging er am liebsten zu den Orten, wo er meinte weniger bekannt zu sein, um in der Einsamkeit ganz seinem Jesu zu dienen. Andererseits trieb ihn die Gluth seiner Liebe, dem Nächsten Gutes zu thun und Allen in der Noth zu helfen. Er sollte sich auf einige Zeit in das Kloster von Catania zurückziehen, um der Einsamkeit pflegen zu können. Wo aber gibt es keine Trübsal? Man hatte dort nur auf seine Ankunft gewartet, um ihn zur Hülfe herbeizurufen. Auf den Tod erkrankt und von den Aerzten aufgegeben, lag Amalfo, ein junger Mann, der Sohn einer der ersten Familien der Stadt. Es herrschte eine allgemeine Trauer in dem Hause, da man jeden Augenblick seinen letzten Athemzug erwartete. Die

Mutter aber lief in ihrem großen Schmerze zur Einöde des Karmels außerhalb der Stadt, um die Hilfe des Heiligen anzusehen und schon von weitem rief sie, wie außer sich, Albert, der Tröster aller Betrübten, der Beschützer der armen Kranken, möge kommen und ihr helfen. Auf ihr anhaltendes Rufen, kamen mehrere Brüder heraus und suchten sie zu trösten, indem sie die arme Mutter auf jene schmerzhaftige Mutter unter dem Kreuze hinviesen. Sie mahnten sie, sich in den Willen Gottes zu fügen, daß durch sein längeres Leben sein ewiges Leben vielleicht auf's Spiel gesetzt werde. Der Gesuchte sei nicht im Kloster, er sei weg gegangen, man wisse nicht wohin, noch wann er zurückkehren werde. Diese Worte konnten den Schmerz der Mutter nicht lindern und, als sie von der Abwesenheit Alberts hörte, hatte sie sich beinahe der Verzweiflung überlassen. Aber sie hörte nicht auf zu hoffen und sprach: „Vielleicht hat er im Kloster irgend was gelassen, dessen er sich bedient.“ Da man ihr mittheilte, es sei ein Kleid von ihm da, so bat sie so lange den Prior, der Vermessenheit befürchtete und es ihr nicht geben wollte, bis die Klugheit des frommen Mannes den Thränen der Mutter nachgeben mußte.

Der Obere gebot seinen Religiösen für den Sterbenden zu beten; er selbst nahm das Kleid und begab sich mit einigen Brüdern zu dem betreffenden Hause. Man fand den Kranken in den letzten Zügen liegend und der Prior kniete nieder vor dem Kreuzesbilde und betete: „Mein Herr Jesus Christus, und du Königin des Karmels, verleihe diesem Kranken die Gabe der Gesundheit und, da unsere Lausheit unwerth ist von Dir erhört zu werden, so ergänze sie durch den Glauben dieser Frau.“ Darauf erhob er sich und breitete das Kleid über den kranken Jüngling und, o Wunder des christlichen Glaubens! In diesem Augenblicke erschien Albert dem Kranken, reichte ihm liebevoll die Hand und sagte: „Im Namen Jesu und Maria, stehe auf, denn du bist gesund.“ Die Vision verschwand und der junge Mann stand auf und erzählte, was er gesehen und er war so gesund und munter, als ob er nie krank gewesen sei.

Der Lebensbeschreiber berichtet, daß Amalfo aus Dankbarkeit für dieses Wunder das Kleid der Karmeliter nahm. Er wurde jedoch lauer und vergaß die große Wohlthat; er verließ den Orden, um sich als Soldat anwerben zu lassen. Er wurde später von seinem eignen Bruder getödtet, ein schreckliches Beispiel für alle, welche die göttliche Gnade mißbrauchen und im Guten nicht verharren.

Wie gesagt, mußte Albert in seinem Amte als Provinzial, sich oft von einem Kloster zum andern begeben. Er hatte ein sehnfüchtiges Verlangen, daß in jedem ihm anvertrauten Hause die pünktlichste Beobachtung der Regel herrsche; denn nichts lag ihm so sehr am Herzen als die Heiligung seiner untergebenen und deshalb liebte er es, wie ein guter Vater, häufig unter ihnen zu verweilen, um ihnen mit Wort und Beispiel voran zu gehen.

Er haßte die Lausheit und wachte sorgfältig, daß sie nicht in seinen Karmel eindrang; er empfahl besonders die Ausübung der Demuth und Liebe, er wollte daß seine Religiösen nur Gott angehörten und zitterte bei dem Gedanken dem ewigen Richter einst Rechenschaft über sie ablegen zu müssen. Und so unternahm er oft lange und beschwerliche Reisen in der Hitze des Sommers und in der Kälte des Winters, obgleich er von schwächlicher Gesundheit und sein Körper durch fortwährende Bußübungen zum Skelette abgemagert war. Er ging immer zu Fuß, während sein Begleiter, ein wenig Brot und ein Gefäß mit Wasser tragend, neben ihm her ging.

Einmal blieb der Reisegefährte hinter Albert zurück; aus Unvorsichtigkeit fiel das Wassergefäß zu Boden und in tausend Stücke. Er ließ die Scherben auf der Straße und folgte traurig und niedergeschlagen seinem Obren, doch schämte er sich, diesem sein Unglück einzugestehen. Doch plötzlich wendet sich der Heilige um und fragt den Bruder, weshalb er so weit zurück bleibe; dieser faßte sich ein Herz und erzählt ihm treuherzig was geschehen. „Sei guten Muthes“, antwortete Albert, „gehe zurück, sammle die Stücke und bringe sie her zu mir.“ Der Bruder gehorchte und lief rasch zu der Stelle, wo der Krug zerbrochen war und

sand ihn ganz voll reinsten Wassers, wie vorher. Er nahm ihn wie eine Sache vom Himmel ehrfurchtsvoll auf und zeigte ihn voll Freude dem guten Obern.

Sie setzten ihre Reise fort und kamen durch einen Ort, der ganz verlassen war; sie trafen bloß einen armen Aussätzigen, der, wie ein Bild des Jammers, hier, entfernt von den Wohnungen der Menschen, ein elendes Dasein fristete. Das Mitleid Alberts wurde bei diesem Anblick rege, diesen Unglücklichen, wegen seiner Wunden, seiner Geschwüre aus der menschlichen Gesellschaft Verstoßenen, zu sehen und ohne auf die Gefahr der Ansteckung zu

achten, setzte er sich zu ihm und befragte ihn liebevoll über seine Lage. Der Arme, erstaunt über solche Liebe, die er so noch nie erfahren, erzählte dem Heiligen seinen Kummer und empfiehlt sich in sein Gebet. Albert antwortete, er werde es gerne thun, umarmt den Aussätzigen und drückt eine Kuß auf seine Wunden. Und o Wunder, die ekelhaften Schuppen fallen herunter, die Geschwüre schließen sich und der Kranke steht geheilt vor ihnen. Der Geheilte begleitete den Heiligen eine große Strecke Weges und verkündete überall das Wunder und die Heiligkeit Alberts.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Hahjungfrau.

Eine Höhlen- und Seeegeschichte von P. Paull Mathies, S. J.

(Schluß.)

### Viertes Kapitel.

**D**ies ist wieder Sommer geworden. Die kleine katholische Kapelle war zum Beginne der Hochsaison so weit fertig, daß man in ihr das heilige Opfer darbringen konnte. Schien sie auch nur für die religiösen Bedürfnisse der Badegäste bestimmt, so nahmen doch die Inselaner den regsten Antheil an dem Bau. Heute sollte vom Festlande ein Bischof eintreffen und sie einweihen. Das war etwas ganz Neues. Einen Bischof kannten die Fischer nur im Wilde: auf dem alterthümlichen Altarblatte der Dorfkirche war einer zu sehen; der war aber so schwarz und rissig geworden, daß man nicht viel mehr als seine hohe Kopfbedeckung mit zwei Spitzen erkennen konnte. Vor ihm — das wußte man auch — kniete Sankt Willibrord, um den Segen zu empfangen. Von Willibrord erzählte der alte Pastor, er habe zuerst das Evangelium auf den friesischen Inseln gepredigt und den Opferstein des Heidengottes Fosstites zerstört. Was übrigens die Erwartungen noch höher spannte, war die Kunde, daß Niels, der Pflege Sohn

der kürzlich verstorbenen Anke, wiederkommen sollte. Er sei ein katholischer Pastor geworden, sagten die Leute, und einige schalten auf ihn. Pastor Hansen aber wies sie zur Ruhe: sie wüßten ja gar nicht, was das wäre. Er auch hatte die Gemeinde bestimmt, die Erlaubnis zum Bau der neuen Kapelle nicht zu versagen. Man sah ein, daß die Kurgäste sie wünschten, und Geld kostete es ja nicht, denn die Baukosten trug Lord Weststone.

Als der Bischof angekommen war und sich im Hotel ausgeruht hatte, ging er mit Niels am Strande spazieren. Letzterer trug einen langen schwarzen Rock, und die Kinder scheuten sich, ihm das Händchen zu reichen. Er war aber sehr freundlich, lud alle Bekannten von ehemals zur Einweihung der Kapelle ein und machte den Dorfarmen ein reiches Geschenk. Auch der Bischof, der noch einen zweiten schwarzen Herrn mitgebracht hatte, sah sehr mild und gütig aus. Am Ende hatten die Fischer und Schiffer nichts auszusetzen. Der alte Lord war ebenfalls wieder da und hatte sofort den Pastor Hansen besucht, der krank zu Bette lag.

Am folgenden Morgen in aller Frühe be-

gann die Feier. Die Knaben einiger katholischen Badegäste hatten weiße Chorhemden an und sangen unter Begleitung der Kurmusik, denn die Orgel war noch nicht fertig. Der Bischof hielt unter Assistenz von seinem Kaplan und Niels ein schönes Hochamt, und nach dem Gottesdienst, der ziemlich lange dauerte, hielt Niels eine begeisterte Predigt. Sie war an die Badegäste gerichtet, die vorn auf den ersten Plätzen saßen; aber auch viele Insulaner hatten sich mit in die Kapelle gewagt. Die Ansichten über die Predigt waren getheilt: einige sagten, sie sei prächtig gewesen, andere schüttelten den Kopf und meinten, das sei eine ganz andere Religion.

Als Niels in die Sakristei zurückkehrte, erwartete ihn die alte Magd des Pastors Hansen: „Sie möchten so schnell als möglich kommen; unser Pastor liegt im Sterben . . . er will Sie noch sehen.“

Niels erschrak. Er hatte die Krankheit seines ehemaligen Lehrers nur für ein leichtes Unwohlsein gehalten. Er versprach, sofort zu kommen. Wer ist denn bei ihm?“ fragte er die Magd.

Sie versetzte unter Schluchzen: „Mylord und ein junger Prediger vom Festlande, der schon vor acht Tagen zur Aushilfe kam. Er soll unser Pastor werden, wenn Pastor Hansen . . . ach Gott, ich glaube, es ist mit ihm zu Ende. Der Doktor war schon zwei Mal heute da . . . innerhalb einer Stunde . . .“

„Gut, ich komme.“ Ein Gedanke fuhr Niels durch den Kopf. Er wandte sich an den Bischof, der die Botschaft auch gehört hatte: „Hochwürdigster Herr, ich bitte Sie dringend um die Mühe, mich zu begleiten.“

Der Bischof stutgte. Er verstand dieses Anliegen nicht und rief:

„Aber bedenken Sie . . . der lutherische Pastor und ich! Und dann soll ja noch ein Prediger vom Festland dort sein . . .“

„Das wird nichts ausmachen, Hochwürdigster Herr eine ganz bestimmte Ahnung sagt mir, daß wir ein gutes Werk thun können. Ich erzählte Ihnen bereits von meinem frommen Lehrer . . . ich bitte wirklich dringend . . .“

Der Bischof entschloß sich, sagte aber

lächelnd: „Hochwürden, Sie glauben wohl, bei der Muttergottes alles durchzuführen. Nun, ich gehe mit. Nüthigenfalls kann ich ja schnell wieder verschwinden.“

Niels war sehr froh über die Begleitung des Bischofs.

Sie eilten schnell ins Pfarrhaus; die alte Magd konnte nicht so rasch mitkommen. Niels ließ den Bischof zuerst eintreten, dann flog er aber die Stiegen hinan. Fast hätte er den Arzt umgerannt. „Es geht zu Ende,“ sagte der, „in einer Stunde kehre ich zurück. Der Kranke verlangt fortwährend nach Ihnen. Uebrigens weiß er, wie es um ihn steht. Bei ihm ist der junge Pastor aus Schleswig, der ihn vertritt.“

Nach einigen Minuten stand Niels an dem Krankenbette. Der alte Pfarrer konnte kaum sprechen, aber er erkannte seinen Schüler gleich. Niels und der Prediger machten sich eine stumme Verbeugung. Der Bischof trat leise in das Zimmer.

„Niels, bleib a l l e i n mit mir,“ kispelte der Sterbende.

Der Prediger zögerte, sich zurückzuziehen, aber auf ein Zeichen des Kranken ging er nebenan in die Studierstube.

Niels ergriff die Hand seines Lehrers, der sich etwas aufzurichten suchte.

„Ja, ja,“ kispelte der Kranke, „ich fühle, mein letztes Stündlein ist da. Aber Gott hat mich erhört, daß ich dich noch sehe . . . sieh“ — er zeigte auf das Muttergottesbild an der Wand — „nächst meinem Gott habe ich . . . ach . . . Niels, Niels . . . ich kann . . . nur noch wenig reden . . . ich will . . . will . . . als katholischer Christ sterben . . . katholischer . . . hörst du? . . . du bist . . . mein Zeuge . . .“ Er sank zurück in die Kissen und schien ganz erschöpft. Müde schloß er die Augen und bemerkte es nicht, daß nun auch der Bischof an sein Bett getreten war.

„Holen Sie das Sanktissimum,“ sagte dieser, „ich bleibe hier. Der Kranke wird wohl noch einmal wieder zu sich kommen.“ —

Eine halbe Stunde später empfing der ehemalige lutherische Pfarrer der Insel bei vollem Bewußtsein vom Bischof die Absolution. Die heilige Delung und die Wegkehrung spen-

dete ihm sein geliebter Niels. Als er starb, waren seine wenigen katholischen Freunde, auch Lord Wellstone bei ihm. Gegen Sonnenuntergang verschied er sanft und gottergeben. Seine letzten Worte waren: „Niels . . . die Muttergottes soll in die neue Kirche . . . ich habe sie immer verehrt . . . Maria die Mutter meines Heilandes . . . Jesus . . . Maria!“

Sogar der junge Prediger war tiefbewegt. Er versicherte nachher dem Bischof: „Man muß den Toten um den Frieden und das Glück seiner Sterbestunde beneiden. Leider habe ich auf der Universität eingesehen, daß sich das positive Christenthum nicht halten läßt.“

Der Bischof zuckte mit den Achseln, Er und Niels sahen sehr wohl ein, daß jetzt eine Erwiderung nichts helfen könnte. Was vermochten Worte, wo nicht einmal der Tod ein gelehriges Herz fand! —

Das Begräbniß fand bei der neuen Kapelle statt. Niels hielt eine kurze Ansprache und klärte die Inselaner über das Ereignis auf. Der neue Dorfpastor war übrigens auch erschienen. Die Schulkinder sangen ein Lied, das Niels einstudiert hatte:

Weiß Opfer rein  
Von der alten Schuld,  
Mag der Jungfrau Huld  
Versichert sein.

Weiß Herz so klar  
Wie der Sonne Licht,  
Der verzage nicht  
In Todesgefahr!

Denn in Sturmesthrang  
Hat uns Rettung bracht,  
Die den Drachen zwang  
Durch der Unschuld Macht.

Das war ein altes Friesenlied . . . aber wer von den Leidtragenden erfaßte seinen ganzen Sinn? . . . Vor Zeiten sangen es die Fischer in winterlichem Sturmesthrang auf hoher See. Ehe sie hinausfuhren, legten sie ein reines Opfer auf den Altar der heimatlichen Kirche, traten hin zum Tische des Herrn und beteten um reichen Fischzug und glückliche Heimkehr zu Weib und Kind. Wenn sie die Riege ins Meer senkten, enblößten sie das Haupt und sprachen:

„Mit Gott!“ Und wenn sie nach schweren Tagen müde und erschöpft in den kleinen Hafen ihrer Insel eingelaufen waren, zogen sie die Schaluppen auf den Strand und beteten: „Mit Gott!“ Und die Jungfrau, die sie so innig liebten, legte allezeit Fürsprache für sie ein bei ihm, der den Winden und den Wellen gebietet . . . Heute ist Maria vergessen; die Inselaner leben zumeist von den Fremden, und die alte Sitte schwindet mehr und mehr. Mit der neuen Zeit ziehen die neuen Ideen ein: O Mutter des Herrn, erhalte und belebe in den Herzen die alte, urewige Wahrheit!

\* \* \*

**Anmerkung.** Die vorstehende Erzählung will im allgemeinen nur als Novelle aufgefaßt sein. Der Verfasser mußte natürlich seine Ideen durch die Geschehnisse bestimmter Individuen und durch eine bestimmte Lokalisierung zum Ausdruck bringen. Er wählte aus inneren und äußeren Gründen zum Schauplatz seiner Handlung eine der friesischen Inseln, ohne daß es ihm dabei um eine bis ins Einzelne getreue Schilderung eines einzigen dieser Eilande zu thun gewesen wäre. Die physikalische Beschaffenheit der einzelnen Inseln, — man vergleiche nur Sylt, Föhr, Helgoland, Borkum, Norderney — ist durchaus verschieden. Auch die Bewohner, wiewohl stammverwandt, unterscheiden sich in mancher Beziehung durch Sprache und Sitte. Das Gemeinsame aber, das sie verbindet, suchte der Verfasser dadurch zu verwerthen, daß er seine Geschichte auf irgend einem — nicht mit Namen genannten Frieseneilande spielen läßt. Er bediente sich mehrerer sagenhafter Ueberlieferungen, die er während eines ungefähr zehnjährigen persönlichen Verkehrs mit friesischen Seeleuten gesammelt. Die Leute sind dem Fremden gegenüber äußerst zurückhaltend in Bezug auf derartige Mittheilungen. Außerdem sind der jüngsten Generation viele Sagen kaum noch bekannt. Auffallend ist fast überall die unbewusste Verquickung der uralten heidnischen Vergangenheit mit den spärlichen Erinnerungen aus der katholischen Vorzeit. Im Herzen des Volkes sind die Zeitunterschiede verwischt,



viele Namen und Begebenheiten aber — mehr oder weniger enstellt — blieben zähe haften. Jetzt, wo die meisten friesischen Inseln im Sommer besuchte Badeorte sind, geht der reizvolle Charakter ihrer Abgeschlossenheit mehr und mehr verloren. Auf mehreren von ihnen wird im Sommer der Fremden wegen katholischer Gottesdienst gehalten, eine katholische Kirche — soweit es dem Verfasser zur Zeit bekannt ist — besitzt nur eine der friesischen Inseln; katholische Traditionen und noch ein gewisses Maß gläubigen Christenthums finden sich unter der Bevölkerung nicht selten. Daß der heilige Willibrord auf Fositesland war und dort heidnische Heiligthümer zerstört hat, scheint nach Alcuin, der das Leben dieses Heiligen schrieb, ausgemacht. Vielleicht hat auf der genannten Insel (heute wahrscheinlich Helgo-

land, nicht Föhr) erst ein anderer Glaubensbote, Namens Lindger, um 785 mit größerem Erfolge gegen das Heidenthum gekämpft. Der Name des Heiligengottes Fosite ist historisch (vergl. Grimm, deutsche Mythologie, 4. Aufl., 1. Band, S. 190 ff.) Dieses ist die friesische Form, die bei anderen Stämmen auch Foseti lautet. Der Name läßt sich wohl mit „Oberster, Leiter, Vorstehender“ wiedergeben (ahd. forasizo = praeses, Richter). Der in der Erzählung vorkommende Name Is ist die im Laufe der Zeit nicht mehr verstandene Abkürzung IHS für den Namen des Welterlösers. Wenn dieses Zeichen sich auf Geräthen zc., aus katholischer Zeit fand, konnte es leicht von der religiösen Unwissenheit der letzten Jahrhunderte ins graue Alterthum zurückdatirt werden.

---

## Sine heldenhafte That.

---

Emilie war kein Mädchen, wie man sie in den Modezeitaltern sieht, mager, blaß und gekümmelt: nein, sie war eine kräftige, einfache und gründlich ehrliche und brave Jungfrau. In weltlichen Dingen war sie unweisend in Bezug auf alles, was sich nicht auf ihre Familie bezog; ihr Gesichtskreis erstreckte sich nicht weiter, als auf den kleinen Garten, welcher ihr Haus umgab, und in welchem sie Nelken und Kornblumen und Gänseblümchen in Menge säete.

Zuweilen, wenn der Vater ausging, um Heu zu wenden oder um Frucht zu schneiden, begleitete sie ihn mit dem Rechen auf der Schulter oder der Sichel in der Hand, und am Abend kehrte sie nach Hause zurück, zwar recht hungrig und müde, aber immer frohen Herzens. . . .

Eines Tages kam ein Mann in diese patriarchalische Wohnung; er bat achtungsvoll um die Hand Emilien und versprach, ein Muster von Gatte zu sein.

Beim Austritte aus dem Militärdienste hatte er an der Eisenbahn eine Bahnwärterstelle er-

halten; man hatte ihn in die kleine Nachbarstadt geschickt und während seiner freien Augenblicke war es, wo er bis in dieses Dorf gekommen war und der Anblick Emilien seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Er sagte, wenn man sie ihm nicht gebe, so würde er das Land verlassen und nie wieder zurückkehren.

Der Vater blickte seine Tochter an.

Das Kind, verlegen und erröthend, warf sich in die Arme seines Vaters und flüsterte ihm ganz leise ins Ohr:

Vater . . . sag' ja!"

Hierauf sagte der brave Mann: „Ich gebe sie Ihnen. Sie ist die älteste meiner Töchter . . . die stärkste und die schönste. Sie ist eine gute Tochter gewesen und wird auch eine gute Gattin und Mutter werden. Sie gehöre Ihnen . . .“

Der neue Haushalt ist eingerichtet in einem Bahnwärterhäuschen, vor welchem die Züge vorüberbrausen und die Fensterscheiben zittern machen. Jahre sind verfloßen. Michel ist avanciert, wie er es erwartet hatte, und zwei

schöne Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, vervollständigen die Familie.

So ist die Zukunft gesichert.

Indessen scheint es Emilie, Michel nehme zuweilen einen sonderbaren Gang an; und eines Abends glaubte sie, ihm selbst sagen zu müssen: „Michel, lieber Mann, nimm dich in Acht! Denn wer trinkt, weiß nicht mehr, was er thut. Wenn man Kinder hat, muß man immer an sie denken!“

„Bin ich vielleicht betrunken?“ fragte Michel zornig.

„Das habe ich nicht gesagt,“ erwiderte sanft die Frau.

„Nein, weil du das nicht wagst, aber du denkst es! Unglücklich bist du, wenn du es jemals zu sagen wagst!“

„Michel du bist ein Narr!“

„Ich bin ein Narr?“ . . . So! ich bin ein Narr? Siehe einmal!“ und eine heftige Ohrfeige warf Emilie zu Boden.

Die Kinder fingen an zu weinen.

Die Unglückliche erhob sich mühsam; sie zog die zwei unschuldigen Kinder an sich, die sie mit ihren kleinen Armen umschlangen und küßten, und alle drei vergossen heiße Thränen.

Seit diesem Tage hat sich die schreckliche Leidenschaft bei Michel nur verschlimmert.

Hast du jemals einen Betrunkenen gekannt? Das ist ein Wesen noch unter dem Vieh, das für nichts mehr ein Gewissen hat, was nichts mehr versteht und nichts mehr wünschen kann, als trinken.

Wenn der Trunkenbold Kinder hat, und wenn diese ihn auch lieben, so fliehen sie ihn doch mit Abscheu, anstatt zu ihm zu laufen und sich in seine Arme zu werfen: der Anblick eines Mannes, welcher taumelt, stottert und zusammenbricht, erschreckt sie. So war Michel. Wie vielmal hat die arme Frau die Nacht bei ihrem betrunkenen Manne zugebracht, der auf seinem Posten eingeschlafen war! Wie oft hat sie gezittert bei dem Gedanken, daß ohne ihre Vorsicht ein Zug in eine falsche Schiene eingelaufen und gegen etwas gestoßen und zerschmettert sei!

Eines Tages hat Michel seine arme Frau schrecklich zerschlagen und, nachdem er sie miß-

handelt hat, in's Häuschen eingeschlossen und ist eingeschlafen. Seiner Gewohnheit gemäß liegt er neben der Barriere.

Plötzlich ertönt in der Ferne ein langer, gelender Pfiff. . . . Je mehr der Zug sich nähert, um so mehr verdoppeln sich die Signale; denn der Lokomotivführer weiß, daß er auf eine andere Bahn muß. —

Emilie richtet sich erschreckt auf.

„Der Extrazug!“ ruft sie.

Sie will schnell hinauslaufen, aber die Thüre ist von außen verschlossen.

Jetzt reißt sie mehr, als sie es öffnet, das kleine Fenster mit der Hand auf und ruft:

„Michel!“

Aber keine Antwort auf ihren R.f. Das Pfeifen kommt immer näher. . . . In der schwarzen Nacht unterscheidet sie schon die beiden Laternen der Lokomotive.

„Michel!“ ruft sie nochmals.

Im Geiste schaut sie schon den Zug verunglücken, zerschmettern oder stürzen. . . . Hierauf das Jammergeschrei. . . . und später das Gefängniß, die Schande, die Kleinen ohne Brod. . . . Mit einem Sage springt sie vom Fenster sechs Fuß tief. . . . Sie gelangt zur Weichenstellung. . . . es war Zeit: der Zug saust vorüber wie der Blitz.

Michel richtete sich bestürzt auf. . . . mit einem Blick war ihm alles klar.

Am folgenden Morgen holte Michel aus dem Schranke seinen Hochzeitshut, um einen schwarzen Flor darauf machen zu lassen.

Emilie hatte nämlich bei diesem Vorfall eine innere Verletzung erlitten, die sie dem Tode nahe brachte. Nachdem sie noch die heiligen Sakramente empfangen hatte, entschlief sie einige Stunden nachher ohne jede Klage, nachdem sie ihrem Manne gesagt hatte:

„Michel, schwöre mir, nicht mehr zu trinken! — Ich verzeihe Dir! Denke an die Kleinen.“

Hierauf waren die Nachbarn gekommen; sie nahmen die Kinder mit sich, nachdem sie bei der Leiche die Kerzen angezündet hatten.

Endlich kamen auch Emilien's Vater, Mutter und die übrigen Schwestern.

Als man die Verstorbene in den Sarg legte,

entwandt sich ein tiefer Seufzer dem untwürdigen Gatten; er kniete neben derjenigen nieder, die er so schwer verkannt hatte, und deren Züge noch den Ausdruck des Schmerzes trugen; sodann faßte er ihre kalte Hand und sagte:

„Emilie, ist es wahr, daß du mir verziehen hast?“

Die Begräbnißfeier wurde gehalten, das Grab mit Erde bedeckt und ein schwarzes, hölzernes Kreuz darauf gepflanzt.

Seit diesem Tage ist Michel der beste der

Väter; er liebt seine Kinder und ist von ihnen geliebt.

Wenn Sonntags sein Dienst beendet ist, dann nimmt er den Knaben und das Mädchen bei der Hand und führt sie zu dem Grabe derjenigen, welche ihnen ein zweites Mal das Leben gegeben und sie vor Schimpf und Schande bewahrt hat. Die Kleinen knien nieder und sagen ihr Gebet, das man sie gelehrt hat . . . und der Michel, dem das Herz gebrochen, wendet sich um, um seine Thränen zu verbergen.

Wiederum ist ein Jahr verstrichen! Was ist ein Jahr? Was ist die Lebenszeit eines Menschen? Was ist die Dauer des ganzen Menschengeschlechtes auf Erden? Es ist ein Pünktchen zwischen zwei Ewigkeiten! einer Ewigkeit vorher und einer Ewigkeit nachher! Und doch hängt von der Benutzung jenes einen Pünktchens der irdischen Lebenszeiten mein Loos ab für die ganze Ewigkeit, dieser Ewigkeit, die sich endlos vor mir erstreckt! Sie wird eine unaussprechlich glückliche sein, wenn ich das Zeitpünktchen auf Erden richtig benutze; sie wird eine unaussprechlich unglückliche sein im entgegengekehrten Fall.

Das Fest Epiphanie, welches wir als Fest der heiligen drei Könige zu bezeichnen pflegen, ist eines der ältesten und höchsten der Kirche. „Epiphania Domini“, „das Erscheinen des Herrn“, ist der Gegenstand seiner Festfeier. In den ersten Jahrhunderten trat es mehr in den Vordergrund, als das Weihnachtsfest; denn es ward so recht als das Fest angesehen, durch welches wir das Erscheinen des Sohnes Gottes unter uns Menschen, und namentlich auch unter der Heidenwelt, begrüßen.

Ein junger Mann, dessen ganzes Dichten und Trachten seinem Vaterlande geweiht war, hatte einst einen Traum. Er öffnete sich ihm ein großer Saal; in demselben stand eine Menge Schreibpulte und an jedem Pulte ein Schutzengel, welcher die Werke seines Schutzbefohlenen in ein Buch eintrug. Der eine

that es mit goldenen Buchstaben, der andere mit silbernen, ein dritter mit Tinte, ein vierter mit Wasser. Da verlangte der junge Mann, auch seinen Schutzengel zu sehen und zu erfahren, was derselbe für ihn buche. Er ward also an dessen Pult geführt. Aber sein Schutzengel stand traurig da und schrieb nichts, gar nichts. Verwundert fragte der junge Mann: „Aber ich thue doch so viel für mein theures Vaterland?“ „Ja!“ sagte der Schutzengel, „das weiß ich. Aber hier trägt man nur ein was man für das himmlische, nicht, was man für das irdische Vaterland thut.“

Die heiligmachende Gnade ist die Eintrittskarte für den Himmel; sie ist das hochzeitliche Kleid, ohne welches Niemand beim himmlischen Gastmahl sich einstellen darf. Erscheint man mit ihr vor dem Himmel, so wird sie eingetauscht gegen die entsprechende Glorie; diese Glorie aber macht uns den Bewohnern des Himmels ebenbürtig und befähigt uns zum Genuß der himmlischen Freuden, insbesondere der Anschauung Gottes. Da die heiligmachende Gnade verloren geht durch eine jede schwere Sünde, so müssen wir uns vor dieser hüten. Da sie aber wiedergewonnen wird durch vollkommene Reue oder durch würdigen Empfang des heiligen Bußsakramentes, so müssen wir möglichst rasch eine gute Beicht abzulegen suchen, falls wir jemals das Unglück haben sollten, eine schwere Sünde zu begehen. Würde der Tod uns überraschen, ehe wir diese Sünde getilgt hätten, so wäre Alles auf ewig verloren.

# Der Name Maria.

Von Rev. Dr. G. Braun.

„Und der Name der Jungfrau war Maria!“ (Lukas I. 27).



Unter den verschiedenen Namen, welche den Personen weiblichen Geschlechtes in der heiligen Taufe beigelegt werden, ist keiner so häufig, als der Name „Maria.“ Einzelne religiöse Orden haben sogar die Gewohnheit, allen ihren Mitgliedern zu dem gewöhnlichen Klostersnamen hinzu auch noch den Namen Maria beizulegen. Es geschieht dies aus dem einfachen Grunde, weil dem weiblichen Geschlechte keine mächtigere Beschützerin und Patronin, andererseits aber auch kein erhabeneres Ideal weiblicher Vollkommenheit vor Augen gehalten werden kann, als Maria. Was sollte insbesondere eine Klosterfrau mehr für ihren Beruf begeistern, als der Gedanke, daß es ihre Aufgabe sei, ganz und ungetheilt, wie Maria, der Mutter des Herrn, ihrem Jesus zu dienen? Sollte überhaupt ein jedes Mädchen, eine jede Frau, ja ein jeder Mensch im gewissen Sinne eine Maria sein, so ist doch insbesondere eine Person, die sich für den jungfräulichen Stand entschieden hat, in noch weit höherem Grade verpflichtet, eine Maria zu sein, oder doch wenigstens zu streben, eine Maria zu werden. (Vergleiche K n o t t „Die Lauretanische Litanei).“

Zu den bedeutendsten historischen Persönlichkeiten, die den Namen Maria getragen, gehören folgende:

Maria von Agreda, eigentlich Maria Coronet, geboren 1602 zu Agreda, Spanien, seit 1627 Superiorin des Klosters von der Unbefleckten Empfängniß Mariens, starb 1665 im Rufe der Heiligkeit. Sie schrieb ein Buch über das Leben der heiligen Jungfrau und Gottesgebälerin, dessen Inhalt ihr in Visionen zu Theil geworden sein soll. Diese Abhandlung in mehreren Bänden setzt jeden Leser in

ein geheimnißvolles Staunen. Nimm und lies, Marienkind!

Maria-Antonia (Antoinette), Königin von Frankreich, jüngste Tochter Maria Theresia's von Oesterreichs — eine schöne, geistreiche Frau. Sie mußte mit ihrem Gemahl, dem König Ludwig XVI., den Kelch des Leidens bis zur Gese trinken und wurde als Opfer der französischen Revolution am 16. Oktober 1793 hingerichtet.

Maria Louise, Napoleon's I. zweite Gemahlin, Mutter des sog. Königs von Rom 20. März 1811. Nach Napoleon's Thronentsagung begab sie sich nach Schönbrunn, starb 1847 in Wien.

Maria Stuart, Königin von Frankreich und Schottland, geboren 1542 als Tochter des Königs Jakob V. von Schottland und der Maria von Lothringen. Sie wurde 1586 der Theilnahme an einer Verschwörung angeklagt und von einem unregelmäßigen Gerichte zum Tode verurtheilt, was von dem Parlament bestätigt wurde. Der politische Mord ward am 18. Februar 1587 vollzogen.

Maria Theresia, geboren 1717, starb 1780. Durch Einsicht und Muth, unterstützt von dem Enthusiasmus ihrer Völker, rettete diese große Fürstin und edle Kaiserin, die zugleich eine treffliche Gattin und Mutter war, die habsburgische Monarchie. Der Maria-Theresia-Orden, auf den nur militärisches Verdienst Anspruch begründet, am 18. Juni 1757 nach der Schlacht von Kolin gestiftet, sowie der Maria-Theresia Thaler mit dem Brustbild und Umschrift der Kaiserin und der Jahreszahl 1780, erinnern noch jetzt an jene große, von allen ihren Völkern heißgeliebte und innigstverehrte Monarchin.

Maria von Medici, vermählt mit König Heinrich IV. von Frankreich im Jahre 1600, wurde nach dessen Ermordung 1610

Regentin, starb 1643 zu Köln in der Verbannung.

Durch den cubanischen Krieg ist oft genannt

Maria Christina, Gemahlin Ferdinand's VII. von Spanien, geboren 1806. Sie bewog ihren Gemahl, durch Dekret vom 31. März 1830 das salische Erbfolgegeseß aufzuheben. Dieses ist die Veranlassung zur Revolution und Bürgerkrieg, wodurch sie mehrere Male aus Spanien vertrieben wurde. Carlistische Aufstände.

In der trefflich redigirten "Review" von St. Louis hieß es vom 15. Sept 1898: The sweet name of Mary is still the favorite the world over. Even in America it has taken the place of other Scripture names; while quaint old Puritan names, pet names, and diminutives, of which there was an epidemic some twenty years ago, no longer find favor. The best beloved name of Mary belongs to one girl in every eight; or, if the forms May and Marion be included, to more than one in every six.

Es hat uns nie gefallen, wenn deutsche Eltern ihren Kindern den englischen Namen Mary, oft noch mit den drolligsten Verdrehungen (pet names) geben. Warum nicht das volltönende Maria, das man dann aber auch nicht „Märcia“ aussprechen soll?

Auch Kinder männlichen Geschlechts erhalten oft von frommen Eltern, welche die Macht der Gottesmutter zu schätzen wissen, den Namen Maria. Zu den bekanntesten der Vergangenheit gehören der hl. Bischof und Ordensstifter Alphons Maria von Liguori, starb 1787 im hohen Alter von 91 Jahren, in der einen Hand ein Crucifix, in der andern ein Marienbild haltend. Alphons hielt sich lebend und sterbend an Jesus und Maria, Maria führte ihn zu Jesus; Jesus lehrte ihn Maria lieben. Schon als Kind betete er oft vor einem Marienbilde, das er im Garten an einen Baum geheftet hatte. Er nannte Maria „seine liebe Mutter“ und begrüßte sie bei jedem Stundenschlage mit einem Ave Maria. Sein Buch „Die Herrlichkeiten Mariens“ gehört zu den besten Erzeug-

nissen auf dem überaus reich beackerten Gebiete der Mariologie. Etwa 50,000.

Wenn man den hl. Alphons das „Muttergotteskind des 18. Jahrhunderts“ nennen kann, so ist "parthenopais des 19. Jahrhunderts" Giovanni Maria Graf Mastai-Ferretti, geboren im Muttergottesmonate 1792, gestorben 1878 als Papst Pius IX. Seine innige Muttergottes = Verehrung ist weltbekannt, die von ihm am 8. Dezember 1854 erlassene Verkündigung des Dogma's von der unbefleckten Empfängniß Mariens war gleichsam für unsere glaubens- und sittenlose Zeit eine Erneuerung der Himmelsworte des englischen Boten Gabriel, der vor 18 Jahrhunderten die zweite Eva (mutans nomen Eva-Ave.) die „Mutter des Lebens“, wie sie in den Schriften der Väter genannt wird, mit den Worten begrüßte:

Ave, Maria, gratia plena, Dominus tecum: benedicta tu in mulieribus.

Zu den noch Lebenden, von denen ich weiß, daß sie den Namen Mariens tragen, gehören drei, die ich zu meinen persönlichen Freunden rechnen kann. Das hochgefeierte Mitglied des deutschen Reichstags, Dr. Ernst Maria Lieber, auf den der Mantel Windthorst's gefallen zu sein scheint, durch seine hervorragende Beredsamkeit und seine katholische Ueberzeugungstreue mit Recht geachtet und verehrt. Dann der päpstliche Hausprälat, Monsignore Dr. Paul Maria Baumgarten von Rom, der mir als Kartellbruder der katholischen Studentenverbindungen Deutschlands nahe steht. Endlich der hochwürdige Wendelin Maria St. . . ., Pfarrer einer größeren Gemeinde Minnesota's, ein Studiengenosse aus der Seminarzeit. Die Bescheidenheit des Letzteren verbietet mir, seinen Namen vollständig zu nennen.

Mariens = Wallfahrtsorte, wo Gnadenbilder der Muttergottes ausgestellt waren oder noch sind, gibt es sehr viele. Rom und Loreto in Italien, Altötting in Bayern, woselbst in der Stiftskirche die wohlerhaltene Leiche Tilly's ruht, Lourdes in Frankreich, in Luxemburg, Kevelaer und Neuwies in der Rheinprovinz, Telgte, Wert und Berne in Westfalen. In Böhmen und Polen, in Be

gien und Holland, selbst in Rußland und auf den kanarischen Inseln, in Mexico und den Vereinigten Staaten sind marianische Wallfahrtsorte. Manche tragen noch den Namen Mariens. So z. B.

**Maria = Einsiedeln.** Dieser marianische Wallfahrtsort im rauhen Bergthale des Canton Schwyz, gehört zu den besuchtesten der katholischen Christenheit. Hier wurde der hl. Meinrad in seiner Einsiedelei des finsternen Urwaldes im Jahre 861 ermordet. Hildegardis, eine Urenkelin Karls des Großen, erbaute ihm eine Kapelle und schenkte das Gnadenbild Mariens. Wir hatten das Glück, vor dem Gnadenbilde mehrere Male das hl. Messopfer darzubringen und einer großen Pilgerschaar von etwa 800 Personen, die mit uns vom Babischen Ländchen gekommen waren, das Lob Mariens zu verkünden. Mutter Gottes von Einsiedeln, bitte für mich!

**Maria Plain** in der Nähe von Salzburg.

**Maria Saal** in Kärnthen in der Nähe des sog. Herzogstuhles, wo den Herzogen von Kärnthen gehuldet wurde.

**Maria = Schein** bei Teplitz in Böhmen. So **Maria = Kulm**.

**Maria = Tafel** in Niederösterreich bei Marbach an der Donau.

**Mariazell**, der besuchteste Wallfahrtsort Oesterreichs, in prachtvoller Gegend im steiermärkischen Kreise Bruck am Salzabach.

Diesen könnten noch mehrere, besonders von Bayern und Oesterreich, hinzugefügt werden.

Anderere bedeutende Plätze, besonders Bäderorte, die den Namen Mariens führen, sind:

Marienbad, Marienberg, Marienburg, Marienstern, Marienthal, Marienwerder u. s. w.

**Maria Maggiore** ist die vom Papste Liberius auf dem Esquilinum im Jahre 352 erbaute Kirche (Vasikita). Dort fiel am 5. August Schnee.

Die hauptsächlichsten Marienfeste sind nach der Ordnung des Kirchenjahres:

1) **Maria Empfängniß** (8. Dez.) Das Fest wurde im Oriente schon im 6. Jahrhunderte gefeiert. Papst Clemens XI. erhob

1708 das Fest zum gebotenen, Pius IX. erklärte 1854 die Lehre zum Dogma.

2) **Maria Verlobung** (23. Januar), eingeführt auf Anregung des berühmten Gelehrten, Kanzlers der Universität von Paris.

3) **Maria Reinigung** oder Darstellung, Lichtmesse. Im Griechischen das Fest der Begegnung (2. Februar).

4) **Maria = Verkündigung** (25. März), seit dem 4. Jahrhunderte bekannt.

5) **Fest der 7 Schmerzen Mariens**, am Freitag vor Palmsonntag und am 3. Sonntag im September, eingeführt als Sühne gegen die bilderstürmenden Hussiten durch eine Kölner Synode 1443, auf die ganze Kirche ausgebreitet 1727.

6) **Maria vom guten Rathe**, (26. April).

7) **Maria Hilf**, Helferin der Christenheit (24. Mai), zur Erinnerung an die Rückkehr Pius VII. aus der napoleonischen Gefangenschaft von Savona.

8) **Maria Heimführung** (2. Juli), eingeführt 1247 in Frankreich, allgemein seit 1390.

9) **Maria vom Berge Karmel** (16. Juli), auch Skapulierfest genannt, 1587 für den Karmeliterorden genehmigt.

10) **Maria Schnee** (5. August), Einweihung von Maria Maggiore, seit Pius V. in der ganzen Kirche gefeiert.

11) **Maria Himmelfahrt** (15. August), Kräuterweihe.

12) **Maria Geburt** (8. Sept.), eingeführt nach dem Concil von Ephesus 431.

13) **Maria Namensfest**, am Sonntage nach Maria Geburt, zuerst in Spanien eingeführt, 1513 von Rom bestätigt.

14) **Maria vom Siege**, während der Schlacht von Lepanto 1571, auch Rosenkranzfest genannt (1. Sonntag im Oktober).

15) **Maria Schutzfest** (Patrocinium), am 2. Sonntag im November.

16) **Maria Opferung** oder Darstellung (21. November).

Mit diesen genannten Marienfesten ist die Zahl derselben noch lange nicht geschlossen. Viele sind lokaler Natur, nur für gewisse Gegenden genehmigt. Wer sich für diese Frage interessiert, lese Rev. Hollwicks lateinische Schrift.

## Angesichts des nahen Todes.

Der alte brave Meister Georg war im Orte allgemein geachtet und beliebt und das um so mehr, weil er in dem Felzuge von 1813, der noch frisch im Andenken stand, mitgefochten hatte. Er selbst lebte in guten, wenn auch nicht üppigen Verhältnissen. Eines jedoch an ihm erregte Bewunderung: schon seit Jahren pflegte er um die bestimmte Abendstunde den Rosenkranz zu beten. Bei dem frömmeren Theile seiner Nachbarn erweckte dies nur noch mehr Achtung vor dem Alten, bei dem „aufgeklärten“ allerdings nur Spott und Achselzucken.

An einem schönen Sommerabende nun hatten sich mehrere alte Freunde des Meisters Georg eingefunden. Man saß beisammen unter der Linde, die vor dem Häuschen desselben stand, man plauderte und war guter Dinge. Unterdessen war die Stunde gekommen, in welcher unser Meister seine Andacht zu halten pflegte, und unbekümmert um die Anwesenden zog er seinen Rosenkranz hervor und begann still zu beten. Die bejahrten Genossen schauten nicht ohne Ehrfurcht auf sein Beginnen und wagten nicht zu stören. Erst als Meister Georg sein Gebet beschloffen hatte, richtete einer aus der kleinen Gruppe die Frage an ihn, warum er beständig und zu ebenderselben Stunde diese Andacht verrichte?

Der Alte wurde gar seltsam bewegt. „Das habe ich unserer Himmelskönigin in ernster Stunde gelobt, und werde es halten, bis der Tod mich abrufft.“ — Man drängte ihn jetzt, zu erzählen, was ihm Ernstes begegnet sei. Der biedere Meister fuhr mit der Hand über die Augen und begann:

„Es sind bereits mehr als einundfünfzig Jahre, da kniete ich vor dem Altare unserer Kirche, um zum ersten Male die heilige Kommunion zu empfangen. Damals gelobte ich, mich ganz unter den Schutz unserer himmlischen Mutter Maria zu stellen. Ich will hier nur in Kürze berichten, daß ich leider nur kurze Zeit mein Versprechen gehalten habe. Denn als ich mein Handwerk erlernt hatte, verließ ich

die Heimath, und als ich zurückkam, gehörte ich zu der Klasse von Leuten, welche für Gott und Religion nur Worte des Spottes und der Verachtung haben.

Niemand litt hierunter mehr, als meine seltsame Mutter, die ihr alle gekannt hat. Sie stellte mir oft vor, wie alle Kenntnisse und alle Geschicklichkeit mir nichts nützen könnten, wenn ich ein Leben ohne Gott führen wollte. Die gute, fromme Seele, sie mag oft für den ungerathenen Sohn geweint und gebetet haben. Aber nichts wollte fruchten. So bereitete ich meiner Mutter gar viele kummervolle Stunden. Als ich mein kleines Geschäft eröffnete, nahm ich wohl meine Mutter zu mir, aber obwohl unser Einkommen mehr als hinreichend war — wir fanden beide keine Zufriedenheit, — meine Mutter trauerte über meinen gottentfremdeten Zustand, und mir begannen ihre sorgsamern Ermahnungen lästig zu werden. So hatten wir die Unglückszeit unseres Vaterlandes erlebt und nun kam das unvergeßliche Jahr 1813. Auf den Ruf des Königs entschloß ich mich, in das Heer einzutreten, und die Mutter billigte meinen Entschluß. Sie entließ mich unter frommen Lehren und unter den besten Segenswünschen. Als ich fortging, gab sie mir diesen Rosenkranz und rieth mir, denselben oft zu beten. Ich hatte nur Worte des Spottes zur Antwort. Allein gar bald sollte ich dafür meine Strafe empfangen.

Die Heeresabtheilung, in welcher ich mich befand, marschirte gegen Lützen, wo die Entscheidungsschlacht stattfinden sollte. Etwa zwei Stunden vor Beginn des Treffens wurde ich mit vier Kameraden ausgeschiedt, um die Stellung des Feindes auszuspähen. Wir hatten uns bereits ein gutes Stück vom Heere entfernt, ohne etwas Verdächtiges entdecken zu können. So gingen wir weiter, und ich weiß nur noch, daß plötzlich Feuer auf uns gegeben wurde, das uns allesammt zu Boden warf. Gleich darauf hatte ich die Besinnung verloren.

Als ich die Augen wieder aufschlug, dunkelte es bereits. In weiter Ferne hörte man

vereinzelten Kanonen Donner, die Schlacht mußte sich also schon entschieden haben. Wo waren meine Genossen? Ich blickte um mich, — ach, da lagen die vier Kameraden starr und todt. Ich hatte allein das Leben behalten. Ich versuchte aufzustehen — unmöglich, meine Kräfte versagten, ich war schwer verwundet unter der rechten Schulter, und der Blutverlust hatte mich geschwächt. Die Wunde brannte heftig, die Schwäche nahm zu — dazu Abend und ich allein hilflos auf freiem Felde. O, glaubet mir, da traten mir die Abschiedsworte meiner Mutter vor die Seele, jetzt erkannte ich, wie schwer ich mich versündigt hatte. Und dann dacht ich wieder: Wie wird es meiner Mutter ergehen, wenn ich nicht mehr bin? — Wenn ich sie doch noch einmal wiedersehen könnte, wie gern wollte ich wieder an ihrer Seite beten, — den Rosenkranz, — ja konnte ich diesen denn nicht beten? Gewiß, ich trug ihn ja bei mir, dafür hatte die gute Mutter gesorgt. Und ich zog den so oft verspotteten Gegenstand aus der Tasche hervor und begann zu beten, so gut, so innig, als man es eben vermag, wenn man bereits dem Tode in's Auge schaut. Aber die gute Mutter Gottes hatte es anders mit mir beschlossen. Ich hatte noch nicht völlig zu Ende gebetet, als ich da Männer mit Laternen auf mich zukommen sah. Mein Hilferuf wurde beantwortet und wenige Minuten später fühlte ich mich sanft aufgehoben. Es waren acht barmherzige Brüder, die querselbein zu dem nächsten Dorfe gingen, um dort Hilfe zu holen für die zahllosen Verwundeten, welche das Schlachtfeld bedeckten. Sie verbanden jetzt meine Wunde, so gut es anging, und schafften mich fort, wobei ich jedoch von neuem die Besinnung verlor. Als ich sie wiedererlangte, befand ich mich in einem großen Saale zwischen Verwundeten und Ster-

benden. Einige Tage lang lag ich in „den heftigsten Fiebern; als ich diese überstanden hatte, kündigte man mir an, daß ich bald genesen würde. Damals habe ich auch mit wirklicher Andacht die heiligen Sacramente empfangen, und dann der himmlischen Helferin von neuem ein Gelübde gemacht, das Gelübde, jeden Abend ihr zu Ehren den hl. Rosenkranz zu beten, und zwar zu derselben Stunde, als ich damals hilflos und verlassen zwischen meinen todtten Kameraden lag.

Zwei Monate später kehrte ich zu meiner Mutter zurück. Dieselbe war hoch erfreut, den Sohn wiederzusehen, den man schon todt geglaubt hatte, noch inniger aber ward ihre Freude, als sie wahrnahm, daß ich angesichts des nahen Todes das gelernt hatte, wozu ihre wohlmeinenden Ermahnungen mich nicht zu bewegen vermochten, nämlich zu beten. Wir lebten noch 14 Jahre beisammen, und wir Alle — ich hatte mich fünf Jahre nach meiner Heimkehr verheirathet — waren glücklich und zufrieden. Die Worte der sterbenden Mutter waren Segenswünsche für mich und die Meinigen. Sie sind in Erfüllung gegangen. Das Gelübde aber, welches ich meiner Retterin gemacht habe, halte ich getreuer als das erste, und verrichte allabendlich meine Andacht, bis Gott mich ruft.“

Hier schwieg Meister Georg und fuhr wieder um mit der Hand über die Augen, um die Thränen zurückzuhalten. Auch die bejahrten Zuhörer waren tiefbewegt, und vielleicht dürfte auch manches junge Gemüth aus dieser Erzählung eine Lehre ziehen, das, irregeleitet von dem „Lichte der modernen Bildung“, Ohr und Herz gegen die heilsamen Ermahnungen unserer mütterlichen Erzieherin, der hl. Kirche, verschließt.

Willst Du mit dem Herrn Dich still  
Sinen, mußt Du auf ihn hören,  
Denn Gehorsam ohn' Beschweren  
Ist das Ein'ge, was er will.


An der Schwalbe, sagen sie,  
Ist die Brust von weißer Art;  
Und ich soge, daß Marie  
Ohne Sünd' empfangen ward.



# Vom Musikalientisch.

## Gedankenspäne und Lesefrüchte.

Von P. Ludwig Bonvin, S. J.

olgende Zeilen sind eine Fortsetzung der in No. 4 des 1. Jahrg. dieser Zeitschrift erschienenen Blumenlese. Der 2. Theil des Untertitels will besonders betont sein, d. h. es sollen nicht so sehr eigene Gedanken als vielmehr solche vorgelegt werden, die sich beim Lesen musikalischer Blätter als in sich werthvoll und anregend, oder im Ausdruck interessant erwiesen.

1. *Moderne Kunst.* — „Unsere Zeit nimmt es mit der Kunst durchaus ernst und gewissenhaft. Man mag über die „Jungen“ (neudeutsche Schule) denken, wie man will, niemand wird ihnen ein eminentes technisches Geschick absprechen können, noch ihr Streben nach den höchsten Zielen. Doch Eins ist uns abhanden gekommen: der ächte, naive, herzerquickende Humor. Hört man heute nach einem Werke modernster Art eine Haydn'sche oder Mozart'sche Sinfonie, so ist es, als sei man plötzlich von einer drückenden Last befreit, als löse sich unser Sinn nach schwerem Kampf und Gefahren in ein Gefühl seligen Friedens auf.“ (Fritz Volkach in Allgem. Mus. Zeitung 1898. No. 42.)

2. *Kirche und Konzertsaal.* — Das fürsterzbischöfliche Ordinariat in Wien hat jüngst eine Instruktion an die Chorregenten erlassen, in der dieselben daran erinnert werden, daß „die Kirchenmusik ein integrierender Bestandtheil des Gottesdienstes ist“ und demgemäß gehandhabt werden muß. Der Erlaß verbietet Meßeinlagen, welche „musikalisch werthlos, leer, leicht, sentimental“ sind. Es soll, ferner „den Sängern und Musikern zum Bewußtsein gebracht werden, daß sie hier nicht

schlechthin bei einer musikalischen Produktion mitwirken, sondern bei einer religiösen Funktion zur Ehre Gottes und zur Erbauung der gläubigen Gemeinde. Mit dieser Auffassung des Berufes der Kirchenfänger und Musiker ist durchaus unvereinbar der bei einzelnen Kirchenmusikhören herrschende Anflug, die Namen der Solisten von Fall zu Fall in den Zeitungen zu veröffentlichen. Eine solche Herabwürdigung der Kirche zum Konzertsaal wird hiermit auf das Strengste untersagt“ etc.

Der zuletzt gebrauchte Ausdruck (Herabwürdigung) richtig verstanden, im Hinblick auf den höheren, kirchlichen Zweck, will der Würde der weltlichen Kunst an sich nicht zu nahe treten. Der Redakteur der Wiener „Neuen Musikalischen Presse“ (1898. No. 42) wehrt sich gegen das scheinbar Beleidigende des Ausdrucks, knüpft im übrigen beachtenswerthe, Auffassung und Ziel heutiger Kunstübung wiederpiegelnde Bemerkungen daran, die ich folgen lasse: „Wir hätten den Satz, welcher von einer „Herabwürdigung der Kirche zum Konzertsaal“ spricht, in dem Erlasse gern vermieden gesehen. Die Kirche als Religionsstätte, der Konzertsaal als Kunststätte sind . . . Kulturaktoren in unserm öffentlichen Leben geworden. Wenn in unsern Kirchen auch nur annähernd so ernste und so gute Musik gepflegt würde, wie in unsern „Gesellschaftskonzerten“, so wäre der erzbischöfliche Erlaß wahrhaftig nicht nöthig gewesen. Messen, wie unsere „Singvereine“ im Verein mit den „Philharmonikern“ aufführen, sind in dieser Vollendung in keiner Kirche je zu hören. Wird gute Musik in der Kirche aufgeführt, so nähert sie sich den

Idealen des Konzertsaales, ohne sich deshalb „herabzuwürdigen.“ Es wird aber meistens schlecht, ja so schlecht und seichte Musik in den Kirchen gemacht, daß die Konzertsäle mit ihrer Musik bedeutend höher stehen. Der moderne Konzertsaal, in welchem die erhabensten Schöpfungen unserer großen Meister vor einem kunstverständigen Hörerkreis zur Aufführung kommen, ist eine sehr ernste, durch die vollkommensten geistlichen Aufführungen . . . (geadelte) Stätte. Die Kirche würdigt sich also, wie der Erlaß sagen will, nur dann herab, wenn sie sich in einen unwürdigen Konzertsaal verwandelt. Jeder ethische gefestigte Mensch möchte den Erlaß nur den Erfolg wünschen, daß alle Kirchenmusik fortan auf der Höhe der Aufführungen in unseren Konzertsälen stünde. Offertorien, wie sie jetzt in den Kirchen gesungen werden, wären in einem Konzertsaale, vor unserem Publikum ganz unmöglich . . . der Konzertsaal . . . und die Kirche . . . schließen als weltliche Kunst — und religiöse Andachtsstätte einander wohl aus. Man kann nur sagen, daß die Kirche kein Konzertsaal werden möge. Von einer „Herabwürdigung“ der Kirche zum Konzertsaal ließt man aber nicht gern. Denn der moderne Konzertsaal ist trotz seines weltlichen Charakters eine höchst würdige und im modernen Kulturleben vielleicht die einzige Stätte, wo die erhabensten Geisteserschöpfungen, geistliche und weltliche, in erhebender Weise lebendig werden. Möge dies bezüglich der geistlichen Musik auf Grund des Erlasses, nach dem alle Verehrer der Kirchenmusik längst schmachteten, auch bald von allen unseren Kirchen zu sagen sein! Es wird Sache nicht allein der (vom Erzbischof im Erlaß versprochenen) Inspektoren, sondern auch der Öffentlichkeit sein, auf die Befolgung der gegenreichen Grundsätze in dem Erlaß das Augenmerk zu richten und unsern Kirchen endlich zu geben, was ihnen gebührt und frommt: eine edle, reine, und edel und rein vorgeführte, von den liturgischen Vorschriften nicht abirende Musik.“

3. Objektivität. Knaben- und Frauenstimmen. — Daß manche Kirchenmusiker unter Objektivität vielfach unbetußt

Gleichgültigkeit, Kühle des Gefühlsausdrucks verstehen, ist wieder nahegelegt in einem Artikel der Flieg.-Blätter f. k. Kirchenmusik, 1898, No. 11: Ueber Knabenstimmen. „Chöre mit Knaben für die Oberstimmen (so heißt es dort) sind viel idealer und dem Charakter der wahren Kirchenmusik entsprechender, weil die Knabenstimme an sich fester und kerniger ist, als die Frauenstimme und weil der Knabe in seinem Gefühlsausdrucke viel objektiver und frei ist von jeglicher Affektation und Sentimentalität. Und gerade die zuletzt bezeichneten Defekte haften im allgemeinen dem Weibe an; der gregorianische Choralgesang aber und die auf ihm aufgebauten, oder wenigstens in seinem Geiste geschaffenen Kirchencompositionen perhorresciren jeglichen Subjektivismus: alles Gefuchte, Gefünstelte, Affektirte, Sentimentale widerstrebt seinem innersten Wesen. Für die Frau ist es schwer, sich von ihrer Eigenart loszurichten, obschon wir nicht leugnen wollen, daß es möglich ist bei beharrlichem Streben und tüchtiger Leitung . . . Wenn man gegen die Knabenstimme einwendet, daß sie dünn sei und an Fülle der Frauenstimme nachstehe, so ist das an sich im allgemeinen richtig. Aber dieser Mangel kann und soll stets gehoben werden durch entsprechende Ausbildung.“ Bei Lesung dieser Zeilen schrieb ich in mein Notizbuch folgende Bemerkungen, die ich in ihrer Skizzenhaftigkeit mittheile.

a) Objektiv. Ja, der Knabe, dessen Geist und Gemüth nicht voll entwickelt ist, singt ausdrucksloser, fälter, farbloser; er singt äußerlich p. f. cresc., decresc., aber eben äußerlich, mit geringer Gemüthsbewegung. Das scheint hier als objektiv zu gelten. Was aber, wenn Text und Musik eine tiefere Gemüthsbewegung objektiv ausdrücken? Will man etwa das Vorhandensein einer derartigen Kirchenmusik oder die Berechtigung einer solchen leugnen?

b) Affektation, Sentimentalität. Eine Frau ohne Geschmack und Bildung, eine verbildete Frau, singt mit falscher Sentimentalität und Affektation. Aber so singt auch ein Mann, dem Bildung und Ge-

schmack abgeben. Beispiele von sehr schönem, erbaulichen Frauengesang gibt es genug. Wer z. B. die zahlreichen Schülerinnen der Miss Cronin (Buffalo) in ihren Chorvorträgen gehört hat, der wird gestehen, daß bei denselben von Affektation und Sentimentalität keine Rede sein kann; daß aber eine Fülle des Klangez mit weiser Mäßigung gepaart, eine Leichtigkeit der Ansprache, ein Verständniß und ein edler Ausdruck sich kundgeben, die von Knaben nicht erreicht werden können. Es bildet dies für letztere keinen Vorwurf: man kann bei einem Kinde doch nicht den reifen Geist und das tiefe Gemüth eines Erwachsenen erwarten, noch von seinem unentwickelten Organ die materiellen Klangeffekte eines entwickelten Stimmwerkzeuges!

Es wird dagegen gern zugegeben, daß eine Knabenstimme an sich fester und kerniger ist, als die Stimme eines jungen, unentwickelten, im Alter eines Knaben stehenden Mädchens. Daß jeder Charakter seine Schattenseiten, und die Tugend oft ihre charakteristische Defekte hat, ist bekannt. So steht die Frau, die, wenn auch nicht tiefer empfindet, so doch das Empfundene bereitwilliger, leichter nach außen kundgibt, mehr als der Mann in Gefahr, hierin des Guten zu viel zu thun; aber deshalb Affektation und Sentimentalität, etc., geradezu als Eigenart der Frau bezeichnen, ist eine kühne Behauptung.

c) Die Defekte der Knaben sollen durch Ausbildung gehoben werden. Nun, man befolge den Rath auch bei den Defekten der Frauen, wo nöthig. Hier kann man durch Unterweisung den Geschmack bilden. Das ist bei Personen von einiger Empfänglichkeit immerhin leichter, als dem in der Entwicklung begriffenen Kehlkopf des Knaben die Fülle, die Weichheit und die Rundheit des Tones abringen, die ihm die Natur noch nicht genügend gegeben hat, und seinem Gemüthe und seiner Auffassung einen tiefer empfundenen Vortrag abverlangen, der seinem Alter noch nicht eigen sein kann.

Die Behauptung der Idealität und des kirchlichen Charakters der Knabenstimme erinnert mich an einen Passus des Herrn Domkapell-

meisters Stehle (Der Chorwächter No. 9.): „Am Rhein drunten behaupten die Verfechter der „Alten“ (Komponisten des 16. Jahrh.) geradezu: Höre mit Frauenstimmen sollen sich mit Ausführung der Alten gar nicht befassen, das passe nur für Knaben und Männer. Da sagen unsere Höre einfach und richtig: gut, wir haben keine Knaben, also lassen wir die Alten noch älter und rarer werden: wir sind ja nicht würdig oder fähig, ihnen gerecht zu werden.“

4. Die „Alten.“ Ueber dieselben äußert sich Stehle an angeführter Stelle einem Berichterstatter gegenüber, der das Fehlen der „Alten“ in einem Programme als einen dunkeln Punkt getadelt hatte, folgendermaßen: „Darauf könnte man erwidern, daß die Kirche nirgends die „Alten“ gebietet. Sie sind nur von einer kirchenmusikalischen Partei gewünscht und bevorzugt. Man kann den Hören keinen Vorwurf machen, wenn sie sagen: wir sind nicht in der Lage, den Kult der Alten zu pflegen oder gar zu forciren.“ (Folgt oben citirte Stelle, dann:) Was sagt denn Witt? „Ich bin erbötig, sofort 200 Stücke von Palästrina zu bezeichnen, die nach meiner unmaßgeblichen Meinung die Aufnahme in den Katalog nicht verdienen, weil sie ohne kirchlichen Ausdruck und nur Tonspiel, wenn auch meisterhaftes, formvollendetes Tonspiel sind. (Mus. S. 9. Jahrg. S. 67). „Ich kann, sagt derselbe Witt, mich meiner Nerven nicht entäußern und solche aus dem 16. Jahrhundert einsetzen.“

Gegen Schluß des Stehle'schen Artikels ist dann zu lesen: „Natürlich können die „Alten“ in ihrer Weise ebenso gut jubeln und frohlocken, als die moderne Kunst, aber es macht auf die Hörer am Ende des 19. Jahrhunderts, die an die Musik von Beethoven, Brahms und Wagner gewöhnt sind, nicht mehr denselben Eindruck, wie vor 300 Jahren, da die Farben des heutigen Orchesters und moderne Harmonien noch gar nicht entdeckt waren.“

5. Missa cantata, liturgische Vorfchriften. In der seit Jahrhunderten dem Missale beige druckten Vorrede nebst Verordnungen werden von der höchsten litur-

gischen Autorität die von dem Sängerkhor in der Messe vorzutragenden Texte genau bezeichnet und jede gegentheilige Gewohnheit im vornherein als Mißbrauch verworfen. Die Ritencongregation hat diese Vorschriften wiederholt in alter und neuer Zeit eingeschärft: das Missale und die Ritencongregation haben bei Vielen keinen Gehorsam gefunden: man ignorirt die Vorschriften einfach oder nimmt seine Zuflucht zu wohlfeilen Ausreden. Eine solche Ausflucht, die in letzter Zeit beharrlich vorgebracht wurde, bestand in der Behauptung, die *Missa cantata*, d. h. die nur vom Celebranten ohne Diakon und Subdiakon gesungene Messe, sei eine Privatmesse und unterstehe deshalb nicht den Chorverordnungen des Hochamts. Für letzteres gab man die Verpflichtung des Singens oder Recitirens des treffenden Introitus, Graduale etc. zu; aber nicht für das nicht levitierte Amt. Dieser Ausflucht wurde von der Ritencongregation am 25. Juni 1898 jeder Halt entzogen. Sie beantwortete mit „Ja“ folgende Frage: „Ob in den ohne Diener höherer Weihen gesungenen Aemtern Orgelspieler und der Chor immer alle Theile aus dem Graduale Romanum in Gesang oder wenigstens in vernehmlicher Recitation bei Orgelspiel ausführen müssen?“

(Siehe das ganze Decret im lateinischen Wortlaut in No. 10 der *Flieg. Bl. f. kath. Kirchenmusik* 1898, in deutscher Uebersetzung in *Musica sacra* 1898 No. 21.)

6. Ein sonderbarer Wächter über die Liturgie. — In Zarskoje Selo bei St. Petersburg existirt eine katholische Kirche, vom Kaiser Alexander I. gebaut. Die Mitglieder der Gemeinde gehören zu verschiedenen Nationalitäten. Vor anderthalb Jahren bestand hier ein Chor, der sich die Aufgabe stellte, den liturgischen Gesang einzuführen. Der Gesang war rein kirchlich, alle Theile des Gottesdienstes wurden ausgeführt, insoweit die Genehmigung des Pfarrers dazu erfolgte. Aber das Eingreifen des Priesters beschränkte die Thätigkeit des Chores auf jedmögliche Weise. So wurde es z. B. verboten das Kyrie, das ganze Credo und die wechselnden Theile der Messe zu singen. Endlich wurde

der Chor vom Priester ganz aufgelöst, weil derselbe sich erlaubt hatte, den Introitus, das Graduale und das ganze Credo (alles im wenig Zeit beanspruchenden Choral) am Himmelfahrtstage zu singen. Der Pfarrer erklärte, daß er den Chor auflöse, weil er auf das Ende des Graduale (Dauer: 2 Minuten) und des Credo (4 Minuten) warten müsse. Der Gesang, welcher, nach seinem eigenem Ausspruche, von der Kirche niemals verordnet worden sei (!), erscheine ihm überflüssig, und das Orgelspiel vollkommen genügend; nur für den Volksgesang könnte man eine Ausnahme machen! (Vgl. *Mus. Sacra*. 1898, Nr. 21.)

Nun, dem Herrn dürfte die Kenntnißnahme folgenden Werkes nicht schaden:

7. *Decreta Authentica Congregationis S. Rituum ex actis ejusdem collecta ejusque auctoritate promulgata sub auspiciis ss. Domini N. Leonis Papae XIII.* Die bekannte Sammlung der Decrete, welche die Congregation der hl. Riten in Rom seit dem Jahre 1588 erlassen hat, und welche 1807 Gardellini edirte, ist hier auf Wunsch des hl. Vaters Leo XIII. neu bearbeitet worden durch mehrere Konsultoren der S. R. C. und unter der Aufsicht des gegenwärtigen Kardinalpräfecten und Bischofs von Palestrina S. Emin. Mazzella. Bisher sind 2 Bände erschienen. Der erste umfaßt die Decrete von 1588 bis 1705, der zweite diejenigen von 1706 bis 1870 und kostet 6 Mark 80 Pf. Der 3. Band mit praktischen Registern wird voraussichtlich noch in diesem Jahre publizirt werden. In Zukunft werden nur mehr diejenigen Entscheidungen, welche in dieser offiziellen Ausgabe enthalten sind, als gültig und rechtskräftig angesehen, und können Citate nur mehr nach dieser Sammlung gemacht werden, da eine Menge sich widersprechender oder unklarer und überflüssiger Decisionen wegfielen.

Das Werk erscheint in Rom ex typogr. S. C. de propaganda fide. — (*Mus. sacra* 1898. Nr. 15 u. 22.)

## Ueber die Bedeutung mittelalterlicher Kunstwerke

sprach im großen Saale des Frankfurter Hofes zu Mainz der als Kunstkenner und Kunschriftsteller weithin anerkannte P. Stephan Beißel aus der Gesellschaft Jesu. Nichts ist launenhafter, so begann der Redner, als der Geschmack. Dem einen Theil der modernen Menschheit gefällt nur das Neue; der andere Theil, die Sammler und Archäologen, finden für sich nur das werthvoll, was in Wahrheit alt ist. Wer hat den richtigen Geschmack? — Alles ist schön oder häßlich, antworten die Modernen, je nachdem man es auffaßt: eine Antwort, falsch in ihrer Allgemeinheit, jedoch nicht so, daß nicht etwas Wahres in ihr läge. Im Neuen, wie im Alten, liegt etwas Gutes, ein Strahl ewiger Schönheit, und darum können die Herzen vernünftiger Menschen sich dafür begeistern. Der Redner will eine Lanze für das Alte brechen, und zwar für die Kunstwerke des christlichen, vor allem des deutschen Mittelalters.

Dieselben, so führt er aus, sind wichtig und werthvoll zunächst wegen ihrer kulturhistorischen Bedeutung. Wie die des Schöpfers, so ist jedes Kunstwerk ein Spiegelbild seines Urhebers. Der Künstler, wenn er in Wahrheit diesen Namen verdient, legt in seinen Werken ein Spiegelbild seiner Nation, seiner Zeit, seines Charakters nieder, ohne sich dessen bewußt zu sein. Das bekundet die Erfahrung der Jahrtausende, für welche der Redner originelle Belege darbot: Der moderne Kunst-Eklekticismus, der Styl des Empire, Rococo — alle sind Spiegelbilder der jeweiligen Gesellschaft ebenso, wie die Kunst der einzelnen Völker des Alterthums.

Das gilt aber auch für das Mittelalter: seine Kunst ist ein Spiegelbild seiner Lebensauffassung, d. h. der christlichen. Sind nicht die Bauwerke der romanischen Periode die Abbilder der einfachen Dogmen, welche die Mönche jener Zeit, die Benediktiner, den deutschen Gauen verkündeten? Die ruhig wirkenden Massen jener Architektur ein Abbild der einfachen, auf den ewigen Wahrheiten fest fußenden socialen Verhältnissen? Eine gothische

Kathedrale — sie erinnert in ihrer systematischen Gliederung an die Werke der Scholastik, ist das künstlerische Spiegelbild des 13. Jahrhunderts. Die Kunst des 15. Jahrhunderts endlich bietet ein Abbild des regsamen, reichen Bürgerthums, das sei's Befallen fand in der Vertiefung in's Kleine und dem Kunsthandwerk zur Ausbildung verhalf.

Die Kunstwerke des Mittelalters sind keine isolirten Findlinge, sie sind gleichsam die Ahnenbilder der Nation, der sie ihre Entstehung verdanken. Sie sind der Maßstab, an dem wir die Höhe und Verbreitung geistiger Cultur ablesen können. Darum ist es wahrer Patriotismus, sich für die Werke der Vergangenheit zu interessiren, in denen der Geist der großen deutschen Kaiser und Könige lebt, aus dem die Kreuzzüge hervordrangen, der dem deutschen Reiche seine Hegemonie gab unter den christlichen Nationen. Darum sind sie uns lieb und theuer als Spiegelbilder christlicher Weltanschauung, wahrer und edeler in einer Zeit, als in der anderen, gleichsam Urkunden im Archiv der Denkmäler, die die Sprache ihrer Zeit reden, ihre Schriftzüge tragen, den jeweiligen Geist athmen. Gott sei Dank, daß diese Anschauung heutzutage auch praktisch durchdringt, indem man vom einseitigen Stilpurismus abgekommen ist, der nur die Werke einer einzigen Richtung gelten lassen möchte.

Die zweite Eigenschaft, welche die mittelalterlichen Kunstwerke werthvoll macht, ist ihre Schönheit. In gestreicher Weise verstand es der Redner, den Vorwurf zurückzuweisen, als sei denselben eine gewisse Verzerrung nothwendig eigen. Er stellte dieses Urtheil richtig mit dem Hinweise darauf, daß jedes einzelne Werk in dem Zusammenhang betrachtet und beurtheilt werden müsse, für den es gemacht wurde, wobei man wirkliche Schwächen nicht zu übersehen braucht, aber auch nicht nöthig hat, wegen dieser, den mittelalterlichen Werken alle und jede Schönheit abzuspochen.

Der Kern, die Seele aller Schönheit ist der Glanz der Wahrheit. Das gilt für die antike Kunst, wie für die Meisterwerke der

mittelalterlichen Kunst, nur mit dem Unterschied, daß die Kunstwerke der Antike nur die natürliche Wahrheit widerstrahlen konnten, während in den schönen Werken der mittelalterlichen Kunst neben dieser auch der Abglanz der übernatürlichen Wahrheit hervorleuchtet. Das muß bei der Beurtheilung wohl bemerkt werden: nicht nur der materielle Standpunkt, von dem aus man beobachtet, ist für das Urtheil über ein Kunstwerk maßgebend; vielmehr auch der sittliche und religiöse. Das Kunstwerk, als das Werk einer schönen und frommen Seele, findet seinen Wiederklang in der Seele des gleichgesinnten Beschauers.

Soll das Kunstwerk auch im Aeußeren schön sein, so muß es Einheit bieten in der Vielheit. Gerade dieses Erforderniß ist in der Kunst des Mittelalters gegeben. Einheit gibt das Christenthum mit seinem weltumspannenden Ziel, seinen festen, unabänderlichen Dogmen. Aber diese Einheit schließt die Vielseitigkeit nicht aus, wie die einzelnen Kunstwerke beweisen; jede Kathedrale des gothischen Stils hat ihre Individualität trotz aller Einheit. Niemals gab es eine Zeit von vielseitigerer Thätigkeit in der Kunst, als das Mittelalter; die Kunst, der Stil durchdrang Alles.

Ihre Schönheit vor Allem macht endlich viele Werke des Mittelalters zu Vorbildern und Mustern. Was die Alten lieferten, war, wenn die Verfertiger auch nicht Künstler in modernem Sinne waren, wahr und ächt, dem Material angepaßt, aus dem das einzelne Werk hergestellt wurde. Es waren nicht Arbeiten nach Schablonen und Musterbüchern, welche für alle Verhältnisse passen müssen; sie waren in der Technik mustergiltig für die profane, wie für die religiöse Kunst. Das anzuerkennen, ist man heutzutage nicht mehr

abgeneigt. Anders steht es mit dem Inhalt; ihn lehnen die Modernen ab, indem sie darauf ausgehen, international, interconfessionell, [intersäcular zu sein. Das Vergangene soll heute überboten werden. Demgegenüber muß die religiöse Kunst der katholischen Kirche conservativ bleiben und an festen Formen und Normen festhalten; sie fordert eine auf den alten Traditionen ruhende Iconographie. Die mittelalterliche Kunst hatte bestimmte Typen für Personen und Geheimnisse, verschieden nach den Zeiten, dem näheren Verhältniß. Sie gleicht einer lebendigen Sprache mit Regeln und festem Bau, aber mit steter Entwicklung.

In der Zerfahrenheit unserer Zustände müssen wir aus dem Mittelalter uns die Unterlage für eine einheitliche Kunst suchen. Jedoch nicht so, daß man die verschiedenen Formen willkürlich der Vergangenheit entnimmt und sie ebenso willkürlich an einander reiht. Aus solcher Manipulation entstehen Mißgebilde, die wenn sie für „mittelalterlich“ ausgegeben werden, Widerwillen vor der mittelalterlichen Kunst erwecken müssen, während die muster-giltigen Gebilde derselben auch heute noch gefallen und zur Nachahmung aneifern.

Studiren wir, so schließt der Redner, prüfen wir die Meisterwerke des Mittelalters. Verwerthen wir für unsere Bauten, Gemälde und Bildwerke gewissenhaft das Gute, welches Studium und Prüfung uns boten. Das verlangt die Pietät, die wir unseren Vorfahren und ihren Werken schulden; das ist der Weg, auf dem wir zu einer einheitlichen Kunststrichtung gelangen können.

Reicher Beifall wurde dem verehrten Redner zu theil, der in so kleiner Zügen seine Anschauungen darlegte, daß wohl Niemand sich dem Eindrücke entziehen konnte.

---

Von der Stund', wann wir uns regen,  
Gehen wir dem Tode entgegen:  
Nichts vergift man mehr als dies.  
Und ist nichts doch so gewiß.

Nimmer lieben, die es sagen,  
Sondern die in Leid sich üben:  
Lieb ohn' Mühe zu ertragen  
Hat den Namen nur von Lieben.

## Gott beugt die Hoffärtigen und Unbarmherzigen.

Außerhalb des belgischen Städtchens D. liegen zwei stattliche Landhäuser, fast versteckt hinter einem Wäldchen von üppig grünenden Bäumen. Die ganze Umgebung der beiden Häuser mit ihren künstlichen Anlagen und prangenden Gärten bildete einen gar schroffen Gegensatz zu der Stadt selbst, die fast still und verlassen erschien. In derselben sah es auch äußerst traurig aus. Denn die Cholera, die damals (im Jahre 1832) wüthete, war seit wenigen Wochen im Orte aufgetreten, jener unheimliche Würgengel, und hatte bereits eine Menge Opfer gefordert. Ganze Familien waren ausgestorben, Häuser standen leer, und die ganze Einwohnerschaft stand noch unter dem Banne der Furcht und des Entsetzens. Denn noch immer traten neue Erkrankungsfälle auf, die hier und dort mit dem Tode endigten. Durch Gottes wunderbare Fügung waren jene beiden Häuser verschont geblieben, — nach der Meinung der Bewohner hatte dies allerdings die gesunde Lage veranlaßt, — wenige hundert Schritte von ihnen hatte die Krankheit am heftigsten gewüthet.

Das größere der beiden Landhäuser bewohnte eine Wittve, Ernestine von Walberg. Sie verfügte über ein gar beträchtliches Vermögen, sie war alleinige Besitzerin der schmucken Villa, die sie mit ihren sechs noch zumeist jungen Kindern bewohnte. Reichthum, Gesundheit, Familienglück, — kann das alles nicht das Leben zufriedenstellen? Und doch empfand Frau von Walberg bei all' ihrem Reichthum weder Freude noch Zufriedenheit. Der übergroße Besitz hatte sie gar lieblos und hartzig gemacht. Sie besaß, wie wir noch sehen werden, arme Verwandte, auf die sie jedoch nicht anders als mit Hohn und Verachtung herabsah. Wer aber sein Herz dem Nächsten verschließt, der hält es auch dem himmlischen Vater verschlossen, und das war auch bei der genannten Wittve der Fall. —

Von Langeweile endlos geplagt, blätterte die reiche Dame soeben in einem Buche, als Anton, ihr Diener, erschien und meldete: „Gnädige Herrin, die Frau aus der Stadt, die Sie heute früh mich fortschicken hießen, ist nochmals da und wünscht Sie unter allen Umständen zu sprechen.“

„Wer ist die Frau?“ forschte die Dame.

„Gnädige Frau, es ist“ — — der Diener stockte.

„Melde zurück, mir sei nicht wohl, ich könne keinen Besuch annehmen,“ erklärte Frau von Walberg erregt. Sie schien bereits zu ahnen, wer der unwillkommene Besuch war.

In demselben Augenblicke aber öffnete sich die Thür, eine dürrtig gekleidete Frau trat in das Zimmer, schritt auf Frau von Walberg zu und ergriff ihre Hand. „Schwester, liebe Schwester hilf!“ — das waren die einzigen Worte, die sie hervorbringen konnte.

Mit kaltem Hohn blickte die reiche Wittve auf die Flehende. „Macht es kurz,“ versetzte sie gebieterisch, — wenn Ihr mir etwas zu sagen habt.“

„Ach, Schwester,“ erwiderte die andere unter Thränen, „wenn du wolltest, so könntest du wohl helfen. Du kennst unsere Lage. O, um der himmlischen Barmherzigkeit willen steh' uns bei.“

Frau von Walberg zog die Klingel. Der Diener, der sich inzwischen entfernt hatte, erschien wieder. „Laß sogleich meinen Wagen aufspannen,“ gebot seine Herrin. Und zu der Weinenden gewendet, sagte sie in eisigem Tone: „Sparet Eure Klagen und saget, was Euer Begehr sei. Ihr seht, daß ich Eile habe.“

„O Allmächtiger,“ — rief die andere nun, „Frau!“ hättest du denn wirklich kein Herz für die Noth deiner leiblichen Schwester? Nochmals will ich dir unsere trostlose Lage schildern. Du weißt, daß mein Mann nach fast zweijähriger Krankheit sein Gehalt verlor, und daß wir in die drückendste Noth geriethen. Mein Mann lieb endlich in der Hoffnung auf

bessere Zeiten 1500 Frank gegen einen Wechsel. Doch diese Hoffnung täuschte ihn, der Wechsel wurde fällig, mein Mann war nicht fähig zu zahlen und sitzt bereits einen Monat im Schuldthurme. Ich versuchte seither, mich und die Kinder zu ernähren, so gut es eben gehen wollte. Aber seit mehreren Tagen ist unser jüngstes Kind schwer erkrankt, und heute morgen erklärte mein Hausherr, er werde mich, wenn ich bis zum dritten Tage den Miethszins nicht entrichten könne, aus dem Hause weisen. Wohin soll ich mich dann mit den Kindern wenden?“ — —

Die Sprechende sank in die Kniee und faßte die Hand der Schwester. „O hilf uns,“ flehte sie, „Schwester, hilf uns! Mit zweitausend Frank sind wir aus der Noth gerettet. Du sollst sie zur rechten Zeit zurückerkhalten. Aber hilf, denke an meine armen Kinder, in denen doch dasselbe Blut fließt, wie in den deinigen!“

Frau von Walberg war nicht zu erweichen. „Ihr habt selbst eure Lage verschuldet und solche Leute verdienen nicht, unterstützt zu werden,“ entgegnete sie kalt.

Die weinende Frau stand auf. „So erwäge doch, Schwester, daß die Hälfte dessen, was du besitzt, mein Vermögen ist, das Ihr mit Unrecht erschlichen habt. Ich weiß noch recht gut, warum vor vierzehn Jahren dein Verlobter mich so rechtzeitig entfernen mußte, ob schon mein sterbender Oheim nach mir, seinem Liebling, verlangte. Eben weil Ihr dieses wißt, verfolgt Ihr mich und die Meinigen mit eurem Haffe.“

Die reiche Dame erhob sich erregt und klingelte. „Entfernen Sie sich!“ befahl sie.

„Ich entferne mich,“ erwiderte die andere, „denke an Gott und bitte ihn, daß er deine Hartherzigkeit gnädig verzeihen wolle.“ —

„Laß mich mit unserem Herrgott in Ruhe?“ fiel ihr die stolze Frau ins Wort. „Ich mag davon nicht hören. Ich weiß, daß ich nicht im Unrechte bin, und brauche darum auch vor ihm mich nicht zu fürchten.“ — —

„Schwester, Schwester,“ rief jene Frau entsetzt, „bedenke doch, daß Gottes Hand auf dem ganzen Lande schwer liegt, und daß Gott

jederzeit Macht hat, auch dich durch die bare Cholera heinzufuchen, für deine Härte wie auch für diese Vermessenheit.“

Ein gebieterischer Wink veranlaßte die Sprechende, sich zu entfernen.

Frau von Walberg schritt erregt auf und ab. Die letzteren Worte der Schwester waren doch nicht so ganz vergeblich erklingen. Wenn jetzt ihr Gesinde, oder gar ihre Familie, ihre lieben Kinder, sie vielleicht selbst an der furchtbaren Seuche erkrankten? Aber wie sollte das möglich sein? noch dazu in dieser gesunden und frischen Lage. Und zudem war die Krankheit ja schon am Erlöschen! — Aber doch traten immer wieder vereinzelt Todesfälle auf. — Und war es so unmöglich, daß die Cholera auch zu ihrer Wohnung dringen konnte, — mußten nicht fast täglich ihre Dienstmoten in die Stadt? Von solchen Gedanken war die stolze Dame gefoltert, endlich griff sie, um dieselben zu zerstreuen, zu einem Buche und hoffte, durch das Lesen die Ruhe wiederzugewinnen.

Etwa eine Stunde mochte sie hin und her geblättert haben, da stürzte Anton, der Bediente, schreckensbleich und verwirrt in ihr Zimmer. „Um Gottes willen,“ keuchte er, „gnädige Frau! — Im Nachbarhause ist die Seuche aufgetreten, zwei Dienstmägde und der älteste Knabe liegen am Sterben. Geschwind, gnädige Frau, lassen Sie die Kinder aus dem Garten in das Haus rufen?“

Entsetzt fuhr Frau von Walberg empor. — „Die Cholera, — im Nachbarhause!“ stammelte sie. Sie riß das Fenster nach dem Garten hin auf. „Victor, Cäcilie, Ernestine, kommt in das Haus — und — sogleich!“ Verwundert, durch die Mutter selbst herbeigerufen zu werden, kamen die Kinder zu derselben in das Zimmer geeilt, und die vornehme Frau glaubte, der Gefahr noch rechtzeitig vorgebeugt zu haben. Aber wenige Minuten später wechselte ihre Tochter Cäcilie die Farbe und setzte sich schweigend auf den Stuhl. „Bist du krank, mein Kind?“ fragte die Frau von Walberg besorgt.

„Nicht das,“ erwiderte das Mädchen,



„aber tödlich wird mir unwohl und ich fühle ein starkes Brausen in den Ohren!“

Das war genug. Mit aller Hefigkeit riß die Mutter an der Klingel. „Geschwind,“ — rief sie dem eintretenden Diener entgegen, „hole den Arzt! Ich fürchte, Cäcilie wird von der Krankheit befallen. O mein Kind,“ — hier beugt sie sich weinend über die Sterbensranke, die bereits in Krämpfe fiel, — „amst du mich, willst du mich für immer verlassen? — „Schluchzend schloß sie die Arme um die Tochter. Da wandte Viktor auf die Mutter zu und stammelte: „O Mutter, auch mir fängt es an, in den Ohren zu sausen.“

„Auch du, mein Sohn?“ schrie die Mutter verzweifelt auf. „Barmherziger Himmel!“ In diesem Augenblicke trat der Hausarzt ein. „O helfen Sie, retten Sie!“ rief ihm die Dame entgegen. „Sagen Sie mir, ist noch Rettung möglich?“ —

„Beruhigen Sie sich, gute Frau“, entgegnete der Arzt in liebelichem Tone. „Die Cholera ist zwar sehr gefährlich, aber sie nimmt nicht stets einen tödlichen Verlauf. Was bei Menschen möglich ist zur Rettung ihrer Kinder, soll angewendet werden.“

Während dieser Worte erschien der Bediente mit einem zweiten Arzte im Zimmer. Sofort begann dieser die kleine Unterredung mit dem Hausarzte, dann wechselten beide einige bedeutungsvolle Blicke miteinander, und endlich wandte der letztere sich an Frau von Walberg mit den Worten: Madame, wollen sie sich nicht lieber mit den übrigen Kindern in ein anderes Zimmer verfügen?

Frau von Walberg zögerte. Es fiel ihr zu schwer, die kranken Kinder aus ihrer Obhut zu lassen.

„Diese Maßregel ist dringend erforderlich,“ nahm der Hausarzt wieder das Wort, „wenn Sie sich und den andern Kindern die Gesundheit erhalten wollen.“

Frau von Walberg fügte sich und ging. Auf der Schwelle blieb sie nochmals stehen, wandte sich nach ihren kranken Kindern um und rief: „Viktor, Cäcilie, — geliebte Kinder, lebet wohl für immer!“ Weinend schritt sie aus dem Gemach und die vier Kinder folgten.

Dem zweiten Arzte war indessen nicht entgangen, daß die zehnjährige Ernestine, das älteste Mädchen auffallend bleich geworden war. Jetzt gewahrte er, wie sie nur schwankenden Schrittes der Mutter folgte und umzusinken drohte. Er hob das Kind auf und führte es zurück; denn er sah nur zu deutlich, daß dasselbe unverkennbare Spuren der gefährlichen Krankheit zeigte.

Frau von Walberg stürzte ihm nach und umklammerte das Kind mit beiden Armen. Auch du willst mich verlassen? So lebe wohl, geliebtes Kind. — Gottes Wille geschehe!

Unter Trostesworten geleitete der Hausarzt die schwerbetroffene Mutter aus dem Zimmer.

Bei den Kindern angekommen, warf sich die Dame schluchzend in einen Sessel, während die Kleinen ihr in kindlicher Weise Trost zuzusprechen bemüht waren. Die rührenden Worte der Kinder waren lindender Balsam für den bitteren Schmerz der Mutter. Noch hatte sie drei ihrer Lieblinge um sich. Mit mütterlicher Zärtlichkeit umarmte sie die Kleinen in freudiger Hoffnung, diese doch am Leben zu behalten. Doch diese Freude sollte nur von kurzer Dauer sein, denn plötzlich stürzte der kleine Friedrich in heftigen Krämpfen rückwärts zu Boden. Auf das Geschrei der entsetzten Frau eilte ein Diener herbei und trug den bereits bewußtlosen Knaben in seinen Armen aus dem Zimmer.

Eine längere Zeit saß die unglückliche Mutter sprachlos da. Dann erhob sie sich, wandte an ein nahees Pult und begann einige Zeilen zu schreiben. Ein Zug an der Klingel rief den Bedienten Anton herbei. Frau von Walberg handigte ihm das Schreiben ein. „Eile ohne Verzug zur Stadt,“ begann sie, „bringe dies meinem Rastierer und sage ihm, ich wünsche er solle noch heute den Wechsel meines Schwagers einlösen. Dann bringe dies“ — sie übergab ihm eine schwere, gefüllte Börse — „zu meiner Schwester, sage ihr, ich lasse sie um Verzeihung bitten für meine hartherzigen Benehmen gegen sie. Bitte sie auch, daß sie so bald als möglich zu mir komme, ihre Anwesenheit wird mir ein Trost in meinem furchtbaren Unglück sein.“

Der Bediente entfernte sich, Frau von Balberg sah ihm durch die Thüre nach in das Zimmer, das sie von einer Weile verlassen, und stieß einen durchdringenden Schrei aus: sie hatte Viktor und Ernestine bereits als Leichen erblickt.

Das war zu viel für die schwerverprüfte Frau: sie brach zusammen. Eine tiefe Ohnmacht umfing sie. Als sie wieder zu sich kam, war sie sorgsam gebettet; an ihrem Lager wachte dieselbe Frau, die sie vor wenigen Stunden so hart von sich gewiesen, die ihr aber herzlich vergeben hatte und auf die Kunde von ihrem Leid sofort zu ihr geeilt war. Neben dem Bette stand ein blonder Knabe und rief Frau von Balberg bei dem lieblichen Mutternamen.

„Meine Kinder, o Schwester, wo sind sie?“ klagte die Erwachte.

„Es war Gottes Wille“ versetzte die Angeredete sanft — „Schwester und um Euch nicht den Trost zu rauben, hat der liebe Gott sie nicht alle in den Himmel genommen. Sehet“, — sie wies auf den Knaben — „dieser allein

ist geblieben. Tröstet Euch mit den Worten der heiligen Schrift: Derr Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; des Herrn Name sei gelobt.“

„Des Herrn Name sei gelobt.“ wiederholte Frau von Balberg.

\* \* \*

Wenige Tage später schritten zwei schwarzgekleidete Damen und ein etwa sechsjähriger Knabe über den Markt zur Kirche. Die Leute des Städtchens wunderten sich nicht wenig, als sie die reiche Frau von Balberg in Begleitung ihrer armen Schwester erblickten. In der Kirche angekommen, knieeten die beiden Frauen zu einem gemeinsamen, andächtigen Gebete nieder. Als dasselbe beendet war, flüsterte die trauernde Mutter zu dem Knaben: „Bete auch du, mein Kind, daß Gott die Seelen deiner Brüder und Schwestern zu sich in den Himmel nehme, und bete auch für uns, daß wir sie dereinst droben bei Gott wiedersehen.“

Und der Kleine faltete die Händchen und begann zu beten: „Vater unser, der du bist in dem Himmel.“




**E**rinnern wir uns lebendig an jenes Wort des Erlösers: „Die Ernte ist zwar groß, aber der Arbeiter sind wenige. Bittet daher den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende in seine Ernte.“ (Lukas 10, 2). Beten um viele und gute Missionäre können wir Alle, kann auch das armseligste alte Mütterchen; durch Gebet können wir mitwirken zur Ausbreitung des Reiches Gottes, auch wenn wir nicht im Stande sind, selbst als Missionäre zu den Heiden zu gehen. Daß Gottes Reich komme, darum beten wir ja täglich im Vater unser; und die Kirche hat eigens die Quatemberfasten angeordnet, um gute Priester von Gott zu erflehen.

**W**ollen wir noch großmüthiger und unmittlbar an dem friedlichen Feldzuge Christi und seiner Kirche uns theilhaben, und sind unsere Verhältnisse dazu angethan, dann überlegen wir, ob wir nicht uns selbst einreihen können und wollen in die Schaar der heldenmüthigen Missionäre, welche die ganze Welt dem milden Scepter des Königs der Könige unterwerfen, die Segnungen des Christenthums zu allen Völkern hintragen möchten. Schöner könnten wir das Fest der heiligen drei Könige kaum feiern, als wenn dasselbe uns Anlaß geben würde, einen derartigen Entschluß in uns aufkeimen oder reifen zu lassen.

Alle sind wir diesen Dingen  
Unterworfen bis zum Grab,  
Doch zum Heil uns aufzuschwingen  
Gott die freie Wahl uns gab.

Denke, Sünder, daß Dein Leben  
Leicht erlischt als wie ein Licht,  
Daß Dich Todessehle'r umweben,  
Eh' der Mund noch „Jesus“ spricht.

## Die Englische Hochkirche.



Zeit etwas mehr als einem halben Jahre befindet sich die englische Hochkirche in einem Prozeß der Wiedergeburt und zwar einer Wiedergeburt im eigentlichen Sinne des Wortes. Der alte Geist der ekelhaften Heuchelei wird wieder heraufbeschworen und wie er ein Geist der Finsterniß ist, so ergreift er auch alle Köpfe und Herzen, in welchen religiöse Finsterniß herrscht.

Es ist aller Welt bekannt, daß die Ritualisten darauf ausgingen, den ganzen Cultus der katholischen Kirche allmählich wieder in die Hochkirche einzuführen. Mit Altären, Kerzen, Chorhemden und Weihrauch fingen sie an, dann folgte die Messe, Hochämter, Beichte, Gebet für die Abgestorbenen, Verehrung des Kreuzes u. s. w. und schließlich noch Prozessionen und der Gottesdienst der Charwoche.

Man darf sich nicht wundern, daß ihnen dieses so gut gelang. Einestheils gehört zu den Ritualisten der Theil des Clerus, welcher sich durch Gelehrsamkeit, untadelhaften Wandel und kirchlichen Sinn auszeichnet. Anderntheils wissen wir ja, daß der göttliche Heiland Seine Kirche und Religion so eingerichtet hat, wie sie der menschlichen Natur am besten entspricht, so daß eine Seele, die es aufrichtig meint mit sich selbst und ihrer Religion gerade, und nur, in der katholischen Kirche vollständige, innere Befriedigung finden kann. Wie sehr jeder edlen Neigung entsprechend und trostvoll ist nicht die Lehre über den Werth des Gebetes für die Abgestorbenen? Sie ermöglicht es ja sogar den reinigen Sünder den bösen Folgen seines Beispiels durch aufrichtige Buße entgegen zu wirken, selbst nach dem Tode des Verführten. Wie beseligend ist nicht das Bewußtsein nach aufrichtiger, reumüthiger Beichte wieder im Stande der Gnade und ein Kind Gottes zu sein? Kurz, betrachtet man den guten Ruf der Ritualisten und die Sache, welche sie vertreten, so kann man sich nicht wundern über den Erfolg ihrer Bestrebungen.

Es gab aber doch immer einige verbissene Protestanten, die in der Stille ihres Herzens ingrimmig murrten über diese katholisirende Strömung in der Hochkirche. Im Anfange dieses Jahres erhielten sie plötzlich einen Führer in der Person eines gewissen Kenfit. Dieser Mensch hatte sich schon früher in üblen Geruch gebracht als Verbreiter schmutziger Litteratur. Denkt man aber an Heinrich den Achten und die jungfräuliche Elisabeth, so begreift man leicht, daß gerade ein Charakter wie Kenfit geeignet ist, das Werk jener Weiden in seiner ursprünglichen „Reinheit“ wieder herzustellen. Er begann damit gewalthätige Szenen aufzuführen während des Gottesdienstes in ritualistischen Kirchen. Er wurde vor Gericht gebracht wegen Störung des Gottesdienstes, die Zeitungen griffen den Fall auf und schlugen Kapital daraus je nach ihrer Farbe und bald rumorte es in allen Winkeln und Ecken und das Gelichter seiner Gefinnungsgenossen scharte sich um Kenfit als ihren Führer. Mit Schrecken sahen die anglikanischen Bischöfe das Wachsen des Sturmes und hielten sich mäusehinstill in der Hoffnung das Unwetter werde im Drange der politischen Tagesereignisse unbemerkt vorüberziehen. Allein nun griffen auch die Times die Sache auf und betonten, daß eine Untersuchung einzuleiten sei von Seiten der Bischöfe. Einfache Geistliche hätten sich angemacht den „nationalen“ Gottesdienst und Glauben zu ändern und das „große“ Werk der Reformation zu zerstören. Auf diese Art von der öffentlichen Meinung gezwungen trat denn endlich ein Bischof nach dem andern aus dem Geheimniß des Stillschweigens, in welches sie sich gehüllt hatten, furchtsam und ärgerlich hervor. Das Vorgehen von Kenfit und Genossen tabelten sie, versprachen sich von der Pfarrgeistlichkeit eingehende Berichte erstatten zu lassen über alle religiösen Gebräuche und Uebungen in ihren Kirchen und schlossen mit der Ermahnung an die Gläubigen sich der Autorität ihrer Ober-

hirten in Gehorsam und mit Vertrauen zu unterwerfen. Diese Sprache war aber doch zu unprotestantisch um auch nur in einem einzigen Herzen ihrer Herde Widerhall zu finden und so brach der Sturm nun erst recht los.

Unter den Laien sind Viele, denen die katholischen Andachtsübungen, welche die Ritualisten eingeführt hatten, recht lieb geworden sind und diese wollten und wollen diese Andachten nicht aufgeben aus Rücksicht auf einige bigotte Schreier aus der niedersten Klasse. An der Spitze jener steht der bekannte Lord Halifax, welcher sich so sehr bemühte die anglikanischen Weihen von Rom anerkannt zu sehen. Sie behaupten das Werk der Reformation sei nicht vor einigen Jahrhunderten für immer abgeschlossen worden, sie hätten jetzt noch daselbe Recht, welches ihre Väter beanspruchten, die Religion ihren Bedürfnissen anzupassen. Ihnen gegenüber wollten die im Haß gegen Rom blinden Fanatiker durchaus nichts hören von irgend Etwas, das einen katholischen Anstrich hatte. Beiden Parteien gegenüber stand die Geistlichkeit und erklärte es für ungeziemend, daß Laien sich das entscheidende Urtheil in Religionsfachen anmaßen wollten. Weil sich nun im Trüben gut fischen läßt, so schien dieser Wirrwarr gerade der rechte Augenblick zu sein der bischöflichen Autorität wieder auf die Beine zu helfen.

Allein bei der bloßen Erwähnung derselben standen die streitenden Parteien zusammen und erklärten sie wollten die Oberherrlichkeit jedes Einzelnen in Religionsfachen, diese glorreiche Errungenschaft der Reformation, gewahrt wissen. Da erhob als mächtiger Rufer im Streit seine Stimme der Sir Harcourt und donnerte unter die Kämpfenden: Wer euch in's Dasein gerufen, der hat euch zu befehlen, das Parlament aber hat euch in's Dasein gerufen 1534, also hat es euch zu befehlen und ist allen Glaubensfachen die letzte Instanz. Für den Augenblick betäubte dieser Schluß die Kämpfenden, dann aber erhoben sie sich wieder dagegen und bestanden auf persönliche Freiheit und Unabhängigkeit.

Während so die Wogen der Kämpfenden hin und her tosten und die Hiebe hageldicht

nach allen Seiten fielen, saß der Primas von England still auf seiner Wetterwarte, dem Bischofsstuhl von Canterbury und deutete weise die Zeichen der Zeit. Es war nicht zu verkennen, es mußte etwas geschehen.

Da steht die vielköpfige Menge, bellend vor Muth, in blindem, brutalem Haß gegen Rom. Sie muß befriedigt werden, das ist außer Frage. Ihr gegenüber steht aber der Clerus, dessen angesehenste Vertreter im Herzen der katholisirenden Strömung zugethan sind und, wenn sie auch jetzt den Muth nicht besitzen für ihre Ueberzeugung einzutreten, doch vielleicht die Zeiten von Ward und Newman wiederbringen könnten, falls sie durch scharfen Tadel gereizt oder durch zu weit gehende Entscheidungen in ihrem Gewissen beengt und beunruhigt würden.

Aber ein geschickter Primas steuert mit sicherer Hand zwischen dieser Scylla und Charybdis durch!

Er erläßt also einen Hirtenbrief und wie die mit allerliebster Einfalt berichten: he proposed to say something in his charge on those parts of the doctrine and discipline of the Church, which were touched by those disputes. Wie liebenswürdig bescheiden! wer wird es denn auch dem Primas übelnehmen, wenn er thut, was jeder Schulflücker kann: to say something. Die Times erklären dann noch in einem Leitartikel, jener Hirtenbrief sei zwar nur an seine Diözese gerichtet, sei aber gemeint für die ganze Kirche Englands. Kann es wohl offener eingestanden werden, daß der Primas keine Autorität hat und keine beansprucht in Glaubensfachen zu entscheiden, daß seine Herde dem Winde jeder Lehrmeinung preisgegeben ist, und daß er, der Hirte, nur vermag den Wind seiner Lehrmeinung dem allgemeinen Sturm unterzuordnen?

Er will auch nicht Alles, sondern nur Eini- ges entscheiden und dies ist wieder klug, so bleibt ihm offen sich erklärend zu verbessern. Ein akrobatisch-theologisches Kunststück liefert aber seine Erklärung, daß die große Duldsamkeit der anglikanischen Kirche gegenüber verschiedenen Glaubensmeinungen nur mögl. sei

in Verbindung und unter Bedingung einer mehr oder weniger strengen Einheit im Ceremoniell. Mit andern Worten: glaubt so ziemlich was ihr wollt, nur beobachtet alle diese Ceremonien! Ist das nicht Heuchelei? Der arme Primas; da hat er sich in seiner Weisheit zwischen alle Stühle gesetzt; denn nicht nur beide Gegner Lord Halifax und Sir Harcourt sind darüber einig, daß es sich gegenwärtig nicht um Ceremoniell, sondern um Glaubenslehren handle, sondern es wird sich auch gegen ihn kehren jeder ehrliche Geistliche und Laie.

Allein betreffs des Geistlichen hat der Primas sich vorgelesen. Sollte einer nicht zufrieden sein mit der Freiheit, daß er glauben kann was er will, und auch noch Freiheit im äußern Gottesdienst verlangen, so ermahnt ihn der Primas an die heilige Verpflichtung, die er in seinem Leben eingegangen hat, den Schwur vor seiner Weihe. Das ist der Schwur auf die 39 Artikel. Aber was soll das heißen? Es gibt eingestandenermaßen in der Hochkirche keine unfehlbare Erklärung dieser Artikel; also kann eine abgegebene Erklärung falsch sein. Sieht aber ein Geistlicher den Irrthum, so ist er im Gewissen verpflichtet sich nicht zu unterwerfen; also ist jener Eid, wie ihn der Primas auslegt, unmoralisch und kann und darf nicht gehalten werden. Was ist dagegen der Kadavergehorsam der katholischen Ordensleute? Was der Jesuitengehorsam? Alle diese katholischen Ordensleute müssen ihrem Obern den Gehorsam verweigern, sobald diese etwas gegen Glauben oder Gebote befehlen. Für den armen englischen Hochkirchler aber ist es die heiligste Pflicht seines Lebens, sein Gewissen selbst in solchen Fällen unterzuordnen, in welchen er es nicht kann, ohne Verrath zu begehen an der Wahrheit und seinem Glauben. Die Ausflucht, daß es sich bloß um Ceremonien handle hilft da gar nichts. Ceremonien sind lächerliche Kindereien, wenn sie nicht der Ausdruck des innern Glaubens sind; umgekehrt aber verlangt auch der innere Glaube naturnothwendig entsprechende äußere Bethätigung.

Gemäß der Erklärung des Primas von Canterbury ist es einem Hochkirchler erlaubt

an die wirkliche Gegenwart Christi im allerheiligsten Altarsakrament zu glauben, oder sie zu verwerfen, wenn er nur stets dieselben äußeren Ceremonien beibehält. Für den aber der daran glaubt, daß Christus gegenwärtig ist, wird äußere Anbetung zur Pflicht wenigstens beim Gottesdienste; für den aber, der nicht daran glaubt, wäre dieselbe äußere Anbetung Götzendienst. Was soll also das heißen: die anglikanische Kirche erlaubt den ihrigen eine so weit gehende Freiheit des Glaubens, daß sie an die wirkliche Gegenwart Christi glauben, oder auch sie verwerfen können, wenn sie nur das äußere Ceremoniell beibehalten? Was anders als Glaube und Gottesdienst sind von einander unabhängig? Ist aber ein Geistlicher der im Gottesdienst vor dem Volke einen Glauben bekennt, den sein Herz verwirft, nicht ein Heuchler?

Nicht besser ergeht es dem Primas der englischen Hochkirche mit seiner Verwerfung der Andacht zu Mutter Gottes. Eingedenk des Wortes Gottes: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Samen und ihrem Samen,“ sind wir Katholiken gewöhnt, die Andacht zu Maria als das Merkmal eines rechtgläubigen Geistes anzusehen. Ein Angriff auf Maria war für die Kirche stets das Zeichen, daß sie es mit der Nachkommenschaft jener Schlange zu thun habe. Wir mußten also natürlich einen solchen Angriff erwarten vom Anführer einer Sekte, die von der Kirche abgefallen ist; in einem Dokumente, worin er die Lehre seiner Sekte darlegen will im Gegensatz zum katholischen Glauben. In dieser Erwartung sind wir nun freilich nicht getäuscht worden, die Art und Weise, in welcher dieser Angriff geführt wird, ist aber so ungeschickt, daß es schwer ist zu entscheiden, ob sie mehr Ekel oder mehr Mitleid erregt.

Der Erzbischof von Canterbury beginnt damit, seine Geistlichkeit und seine Herde darauf aufmerksam zu machen, daß es zwei verschiedene Dinge seien, für die Verstorbenen ...ad zu den Verstorbenen zu beten. Ob der Herr wohl meint, damit habe er unser Jahrhundert der Entdeckungen um eine neue bereichert?

Der Unterschied ist so kindlich einfach, daß jedes katholische Kind ihm den hätte verrathen können. Die englische Kirche, sagt er, verbietet zwar nicht, für die Verstorbenen zu beten, im öffentlichen Gottesdienst aber nur mit der größten Vorsicht. Wozu diese Vorsicht? Wozu diese Geheimnißkrämerei? Vielleicht wohl weil der Herr selbst mit seiner Kirche die Folgen eines solchen Schrittes ahnt. Denn wir fragen allsogleich: wenn wir für die Verstorbenen beten können, können es dann die Seligen im Himmel auch? Der so vorsichtige Erzbischof von Kanterbury wird sich doch hüten, dieses zu verneinen. Wenn aber die Seligen für die Verstorbenen beten können, können dann die Seligen auch für uns beten? Das läßt sich ebenso wenig läugnen. Wenn also die Seligen für uns bitten können, warum sollen wir sie denn nicht angehen, diese ihre Fürbitte für uns einzulegen bei Gott? Antwort: weil es die englische Hochkirche nun einmal nicht haben will und die Verehrung der Apostel und sogar der Mutter Gottes untersagt.

Ob der Herr Erzbischof von Kanterbury sich wohl einbildet, seine Geistlichkeit lasse sich damit abfinden? Es gibt viel zu viel ehrenhafte Männer unter derselben, als daß sich nicht eine starke Gegnerschaft erheben sollte. Die Hochkirche hält ja doch am apostolischen Glaubensbekenntniß fest, worin soll denn schließlich die Gemeinschaft der Heiligen bestehen, welche in

jenem Glaubensbekenntniß erwähnt wird? Ist das noch eine Gemeinschaft zu nennen, wenn die Mitglieder der streitenden, der Leidenden und der triumphirenden Kirche nicht einmal mehr beten können für einander zum gemeinsamen Vater? Aber natürlich wird die Verehrung der Heiligen einmal zugegeben, dann steht Maria hoch erhaben über allen da, und das geht nun einmal nicht, denn: Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Samen und ihrem Samen.

Doch genug vom armen Primas und seinen Kunststücken. Erheiternd ist es zu sehen, wie die anderen Bischöfe seine Ansichten theils offen, meist jedoch verdeckt, zu den ihrigen machen; auf diese Art können sie im Falle eines Angriffes, sich hinter den Primas flüchten, im Falle eines Sieges aber, haben sie doch nicht, durch Anerkennung seiner Autorität über sie, ihre Unabhängigkeit verloren.

Es läßt sich indessen unschwer voraussehen, daß diese armseligen Entscheidungen den Kampf nicht beenden werden, um den Ritualisten Sand in die Augen zu streuen, dazu ist der Kniff viel zu plump. Ein entschiedener Fortschritt ist es auch, daß die gesammte Geistlichkeit die Oberhoheit des Parlaments in Religionsachen verabscheut. Wie das Buhlen um Einmischung des Staates in kirchliche Angelegenheiten die Kezerei des katholischen Liberalismus ist, so führt der entgegengesetzte Weg zu kirchlicher Freiheit und zur Wahrheit.

Sterben bringt mir keine Pein,  
Denn natürlich ist der Tod:  
Doch die Rechnung hinterdrein,  
Die Gott fordert, macht mir Noth.

Streite tapfer, willst Du Frieden,  
Suchst Du Licht, so werde blind,  
Ruhm wäczt unheimlich Kreuz hienieden,  
Einsalt — Fried' und Alles find' t

Uebe Dich in Gleichmuth, Herz,  
Treffen Dich der Leiden Pfeile,  
Denn je schärfer Stahl und Feile,  
Desto reiner wird das Erz.

Oftens Höh'n in Lichtglanz treten,  
Und es naht der hohe Stern,  
Den an's Kreuz geschlag'nen Herrn  
Vor dem Kreuze anzubeten.

## Sic transit gloria mundi.

Am 9. November um 8½ Uhr Abends lief in den Barceloneser Hafen der Dampfer „Miguel Gallart“ mit Soldaten aus Cuba ein, und am folgenden Morgen begann die Ausschiffung, ein Schauspiel, das keiner der Augenzeugen je vergessen wird. Am Lande hielt man 90 Tragbetten und mehrere Krankenwagen bereit. Eben dort hatte ein Priester Aufstellung genommen, um gegebenen Falles die Sterbefakramente zu spenden. Und leider sollte er nur zu oft die letzten Tröstungen zu geben haben. Die Soldaten landeten an der escalera de la paz, der „Friedenstreppe.“ Welch' ein Friede!

Aber noch größere Gegensätze, noch weit traurigere gab's dort. An der Stelle, wo die siechen, zum Krüppel geschossenen Soldaten die Heimat betraten, landete der große Columbus, als er von der Entdeckung der neuen Welt nach Spanien zurückkehrte. Und da am Lande, wo der König ihn empfing, wo er ihn unter dem Jubel des Volkes umarmte, da betete man jetzt die sterbenden Vertheidiger der Antillen. Kaum hundert Schritte von der Friedenstreppe steht die imposante Columbus-Säule. Auf der Kugel, die ihre Spitze krönt, steht das Erzbild des großen Entdeckers. Seine weit ausgestreckte Rechte weist auf das Meer hinaus. Dort liegt die neue Welt, deren letztes Stück Columbus' Nachkommen nun verloren haben. Ob man es den armen todtkranken Soldaten nicht zutraute, daß sie den furchtbaren Gegensatz erkannten?

Und was sollte das eherne Standbild schauen?! 1077 Soldaten brachte das Schiff, 50 davon dem Tode nahe und 250 schwerkrank. 23 starben während der Ueberfahrt. Je nach ihrem Zustande trugen die Soldaten farbige Binden auf dem Aermel. Die Schwerkranken rothe, die weniger Schwerkranken blaue, die Leichtkranken weiße und die „Gesunden“ gar keine. Letztere wurden zuerst mittelst eines kleinen Hafendampfers, der vom Besizer zur Verfügung gestellt worden war,

an's Land befördert. Das waren die „Gesunden,“ wie sollten nun erst die Kranken aussehn! Alle waren abgemagert und hohläugig; man beeilte sich, ihnen Fleischsuppe und Wein zu geben. Die kräftige Suppe, ungefähr 1000 Tassen, war von einem Hotelbesitzer gratis geliefert worden. Als das Dampfboot zum vierten Male überholte, brachte es 80 Schwerkranke mit blauer Schleife mit. Einer davon mußte ans Land getragen werden, die übrigen wankten, von dem Personal des Nothen Kreuzes unterstützt, zu den nahen Baracken, wo man ihnen herzkärkende Medicamente verabreichte. Nun hieß es, nicht 250, sondern weit über 300 Mann, wären schwerkrank.

Es war kaum möglich, allen sofort zu helfen, wie es ihr Zustand verlangte. Und immer mehr und mehr der Armen brachte der kleine Dampfer. Bei seiner siebenten Fahrt brachte er 39 der am schwersten Kranken mit rother Schleife. Sie machten eine letzte Anstrengung und wankten die paar Stufen der Friedenstreppe hinauf, dann aber mußte man sie tragen. Zwölf indeß konnten sich überhaupt nicht erheben und wurden vom Dampfer aus in Tragbetten hinaufgeschafft. Man trug sie — zum Fuße des Columbus-Denkmal's, und als man sie dort niederstellte, waren auf dem kaum 100 Meter weiten Wege fünf verschieden! Die nächste Fahrt brachte wiederum von den Todtkranken: zwölf konnten die Treppe ersteigen, acht wurden in offenen Tragbetten und sechszehn in geschlossenen hinaufgeschafft. Und immer noch mehr Schwerkranke landeten, ohne Ende war der Zug der wandelnden Skelette nach dem Denkmal des großen Columbus. Die Baracken standen voll Tragbetten, am Quai stand Bett neben Bett, und der ganze Platz, plaza de la paz, der Friedensplatz, füllte sich mit den Bahren. Die Hülfsleistung fing an, fast unmöglich zu werden.

Um halb 3 Uhr Nachmittags machte das

Dampfboot die neunte Fahrt. Dies Maß brachte es die erbarmungswürdigsten Kranken. Zwei davon lagen wie Leichname da. Ihre Körper waren eingefallen, das Gesicht gleich einem Todtenschädel. Mit gläsernen Augen und hängendem Unterkiefer stierten diese bewußtlosen Fieberkranken vor sich hin. Sie begriffen wohl nicht mehr, daß ihr Wunsch in Erfüllung ging: in heimatlicher Erde ihr Grab zu finden! Unter den zwölf, die in Tragbetten nun an Land geschafft wurden, fast im Todeskampfe schon liegend, raffte sich einer empor. Er wankte die Treppe hinauf und rief: Viva Espania! Es lebe Spanien! Dann warf er, wie viele andere, seinen cubanischen Strohhut in's Meer, „um nichts von dort zu behalten!“ und brach zusammen. Er war der letzte der Ausgeschifften.

Aber noch harrte der Augenzeugen eine weitere schmerzliche Scene. Als die Todtkranken gehend oder getragen sich dem Denkmal des Columbus näherten, erblickten ihre Augen dort in der Höhe das eiserne Standbild. Ein Sonnenstrahl brach durch den grauen Nebel und ließ das Erz wie Gold funkeln. Da stand einer der Soldaten still, kaum hielt sich der schwache Körper aufrecht, und auf den großen Weltentdecker weisend, stieß er hervor: Eso tiene la culpa de todo; Der war Schult an allem! Und ein anderer schleuderte den Fluch hinauf: O! que tu no hubieses nacido! O, daß du nie geboren wärest! — Dort, wo man den Entdecker vor 400 Jahren

empfieng, wo der Jubel einer tausendköpfigen Volksmenge ihn umtoste, da flucht man ihm nun! Armer Columbus!

Und dort reißt sich Bett an Bett, das Lager der stöhnenden Todtkranken. Eine tausendköpfige Menschenmenge umsteht den Platz — sie schweigt. Man spricht nicht, stumm sieht man dem entsetzlichen Schauspiel zu. Was sie nachher sagten? Wer weiß es? Einer schrieb in einem Barceloneser Blatte, „Nein, du armer, berühmter Seemann, wir dürfen deinem Andenken hier nicht fluchen. Trotzdem wäre es besser gewesen, hundert Mal besser, daß man dir die Schiffe, Menschen und das Geld nicht gegeben hätte, die du verlangtest, da wir nun doch ein Mal nichts von deiner stolzen und glorreichen Erwerbung behalten sollen, nicht mehr, als heute deine Augen hier erblicken: eine besiegte Standarte und ein Zug von Skeletten. Es ist nicht deine Schuld, sondern die von fünfzehn Generationen von Königen und Ministern, von Regierenden und auch Regierten. Ruhe in Frieden, mir werden deinen Ruhm nicht antaßten; aber wenn du auf diesem Denkmal bleiben mußt, hier in Barcelona, so vertausche deine siegesgewisse Geberde mit einer demüthigeren: Laß den Arm sinken, Columbus! Weise nicht mit deiner Hand nach der Richtung von Ländern, in denen uns nichts mehr verbleibt, nichts mehr, als ein ungeheurer Kirchhof, wo Tausende, Tausende von unsern Brüdern den ewigen Schlaf schlafen!“

Wie vom Himmel Morgenthau  
Falle auf mich, Herr, Dein Segen,  
Daß wie Blumen auf der Au'  
Tugenden sich in mir regen.

Gottes Gnade gern gewährt,  
Was der Gläubige begehrt:  
Friede, täglich Brot, Gebuld,  
Sterben ohne Sündenschuld.

In der Kirche dort ganz eigen  
Steht ein Baum ohn' Dorn und Blüthen,  
Engel sitzen auf den Zweigen,  
Die inmitten Christum hüten.

Offen ist das Heiligthum,  
Treten wir hinein!  
Gott hat uns den Tisch gedeckt  
Und er selbst läßt ein.



# Die Berufung der Apostel.

„Ich glaube an eine heilige katholische Kirche.“

(Nach Bischof Dr. Mathias Eberhard.)

**I**m fernen Morgenlande, ungefähr im Mittelpunkte der alten Welt, liegt auf einigen sanft aufsteigenden Hügeln eine uralte Stadt. Ihr Name ist in der ganzen Welt bekannt; wenn er genannt wird, ruft er in ollen Herzen große Gedanken, heilige Erinnerungen wach. Die Stadt gilt uns Christen als eine gottgeweihte, heilige Stadt, und nicht nur uns Christen, auch den Juden gilt sie als heilig, ja selbst die Türken und die Muhamedaner insgesamt umgeben sie mit den Bezeugungen religiöser Ehrfurcht. Es ist Jerusalem, die alte Stadt des Friedens, die Stadt, wo David und Salomon thronten, die Stadt, welche schon in grauer Vorzeit, in den Tagen Abrahams, die Residenz des königlichen Priesters Melchisedech war, die Wunderstadt, über welche die Offenbarungen und Erbarmungen Gottes wie in reichen Strömen sich ergossen.

Nicht die Stadt, wie sie heutzutage dasteht, ist der Gegenstand unseres Andenkens und unserer Verehrung; nicht die neue Stadt, auf deren Zinnen der türkische Halbmond aufgespizt ist, und die türkische Fahne flattert, nicht die neuerbauten, ärmlichen Häuser, nicht die neuen Straßen, die man gebrochen, sind der Gegenstand der Weltverehrung. Das ist nicht mehr Jerusalem. Ach! die Stadt Jerusalem, wie sie in unserer Geschichte und in unserem Herzen lebt, ist nicht mehr auf Erden zu finden; die ist mit Gottes Strafgerichten in Schutt und Staub gesunken. Nur der stumme, schweigende Boden ist mehr übrig, den einst die höchsten Thaten der göttlichen Liebe schmückten, und auf dem Boden nur die Trümmer, von klagenden Erinnerungen umweht.

In der äußern Welt existirt dies Jerusalem nicht mehr! Vor unserm Geiste aber, in der

Vorstellung, im Bilde können wir die alte Stadt wieder vor uns erstehen lassen. Lasset sie nun vor Eurem Geiste dastehen, wie sie war, da Jesus Christus eben die Erde verlassen und verklärt gen Himmel auf den Flügeln seiner Macht hinaufgefahren war, da er eben den heiligen Geist herniedergesandt hatte, also in den allerletzten Zeiten, da die Gewitter des Unterganges sich über ihr zusammenzogen. Ich will Euch den reichsten Schatz zeigen, das höchste Kleinod, das damals in dieser Stadt zu finden war. Vor Eurer Betrachtung liegt die Stadt, die Königin der Städte des Morgenlandes, umgeben mit dreifacher Mauer, mit ragenden Thürmen geschmückt, wie mit den Zacken einer dreifachen Krone; in dem Innern staunenerregende Paläste, die Burg Davids, vor allem der erhabene Tempel mit seinen unermesslichen Schätzen und goldenen Weihgeschenken ohne Zahl. Aber, daß der Schein dich nicht täusche! Das sind alles metallene, steinerne, seelenlose Schätze und Reichthümer, die der Vergänglichkeit zum Raube geworden sind; sie sollen uns jetzt nicht weiter fesseln.

Ich führe Euch im Geiste durch die Straßen der Stadt und zeige Euch in einem schlichten Hause den wahren, echten Schatz, den unaussprechlich großen, unvergänglichen Schatz, den das glänzende und doch so arme Jerusalem in seinen Mauern birgt. Und was ist das für ein Schatz? Jesus Christus ist nicht mehr dort; der ist gen Himmel aufgefahren. Was hat er für einen Schatz zurück gelassen in der Stadt, die ihn verhöhnt und von sich gestoßen hat? Hat er nicht selbst sein Reich, seine Kirche auf Erden einen Schatz genannt, der verborgen ist im Acker? Hat er sie nicht genannt eine Perle, die köstlichste aller Perlen, für welche der kluge Kaufmann alle seine Habe, all sein Kleinod hingibt? Diese kostbarste

Perle der Welt ist in dem sündigen Jerusalem verborgen: es ist seine Kirche, die Gemeinschaft, die Versammlung gottgetreuer Menschen, die sich in Glaube und Liebe geschaart haben um seine Apostel. Alle seine Apostel und Gläubigen, die heil. Maria noch auf Erden lebend, inmitten ihrer geistigen Kinder, sind noch in dieser Stadt; seine ganze katholische Kirche, die später von Landesgrenzen und von den breitesten Meeren sich nicht hemmen ließ in ihrer Ausbreitung über die Erde, — sie ist noch ganz in Jerusalem. Diese Kirche ist die neue Stadt Gottes auf Erden, das neue Jerusalem im geistigen Sinne und Verstande. Das alte Jerusalem als gottgeweihte Stadt, als Mittelpunkt und Hauptstadt des Alten Bundes war nur ein Bild der Kirche in all ihrer Pracht und Schönheit, ein kleines Bild, ein matter und schwacher Abriß. Jerusalem, das neue, freie, das himmlische Jerusalem, — so wurde die Kirche schon geschildert in den Gesichten seiner Seher, in den Psalmen seiner Sänger. Als der Tempeldienst des Alten Bundes sich überlebt hatte und abstarb, da blühte im Stillen, gleichsam am Fuße des Tempels, wie eine stille Pflanze, dieses neue Gottesreich, die Kirche auf. In den Abend-schein des Alten Bundes mischt sich das Morgenroth des Neuen Bundes, das Morgenroth der Kirche. Als die zerstörende Flamme das alte Jerusalem ergriff, als Israels ganze Welt in Trümmer sank, da erhob sich das neue Jerusalem, die Kirche Jesu Christi, unverehrt aus den Flammen und breitete sich mit desto größerer Kraft und reißendem Fortschritte aus über die Erde und ward nun erst recht eine Stadt, weit gesehen auf der ganzen Erde. Das Feuer zerstörte das Haus, wo die Christen sich versammelt, die Wände, diese verschwiegenen Zeugen der Andacht der ersten Christen, die hölzerne oder steinerne Kirche; aber die lebendige Kirche Jesu Christi, die Gemeinde seiner Gläubigen entging der Zerstörung, in der sonst Alles unterging.

So führe ich Euch also im Geiste nach Jerusalem, nicht so, daß ich Euch seine flüchtige, vergängliche Schönheit und Zierde zeige, sondern so, daß ich Euch in schlichter, ärmlicher

Verhüllung das höchste Kleinod, die Perle des Gottesreiches zeige; nicht Trümmer will ich Euch zeigen, sondern das bleibende Reich, die heilige Stadt Gottes auf Erden, die Kirche in ihren Anfängen.

In dem Herzen Gottes war der ewige Rathschluß gefaßt, in Jesu Christo die Welt zu erlösen. Und in diesem Herzen Gottes war auch von Ewigkeit der Rathschluß, ein Amt zu gründen, welches die Erlösung fortpflanzt. Das ist das Amt der heiligen Apostel. Ihnen, den heiligen Aposteln, sagt der Heiland: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich Euch.“ Und der Weltapo<sup>st</sup> I spricht: „Für Christus verwalten wir 'as Gesandtschaftsamt, gleich als ermahnte Gott durch uns.“ Ist es also nicht eine unermessliche Gnade, ein Geschenk Gottes, sondergleichen, welches die erste Kirche in diesen heiligen Aposteln besitzt? In ihnen ist Christus vertreten; sie können die göttliche Wahrheit lehren, die Wege des Himmels bahnen wie er, binden und lösen; in ihren Händen ruht das Opfer des Neuen Bundes, sie können die Welt mit Gott versöhnen, die Erde mit dem Himmel verknüpfen. Nehmet in Euren Gedanken sie hinweg. Ohne sie wäre Christus uns mit seiner Himmelfahrt entschwunden, und die Kirche, die ganze Erde getrennt von Christus; ohne sie keine rechte, sichere Lehre, kein rechter Glaube, keine Sündenvergebung, kein Opfer, keine Sacramente, — all das nicht, was die Kirche zur Kirche macht; ohne sie wäre alles erschüttert und zerstört. Die Kirche Jesu Christi ist ein herrlicher Tempel Gottes, der mit seinen Zinnen und Spizen in die blaue, selige Ferne des Himmels reicht. Aber er schwebt nicht in der Luft; er hat als solides Gebäude auf Erden sein Fundament und seine Säulen. Sein Fundament ist ein Apostel, der Erste derselben, Petrus, der Felsenmann; die anderen Apostel sind die tragenden Säulen.

Einstmals, wie der heil. Lukas erzählt, brach der Abend herein und endigte das ermüdende Tagewerk Jesu Christi. Sonst bedarf auch der Herr in der Schwäche der Menschennatur der Ruhe, des Schlafes. Diesmal aber läßt eine eigenthümliche Sorge ihn die Augen nicht schließen. Er zieht sich auf die einsame

Höhe eines Berges zurück und wacht in Sorge die ganze Nacht. Die ganze Nacht fließt ihm hin im Gebete, im Gespräche mit seinem Vater. Und warum diese Sorge? Auf bewegter See, zur Zeit des Sturmes schlief er sorglos; auf festem Berge, in stiller Nacht läßt heilige Sorge ihn nicht ruhen. Was ist das für eine Sorge? Es muß eine große und schwere sein: es ist die Sorge um die Wahl seiner Apostel. Diese Nacht ist von höchster Bedeutung für alle Zukunft; in dieser stillen Nacht sollen die Boten seines Heiles auserwählt werden. Schüler, Jünger, Freunde, die ihn hören, die ihn lieben, die ihn begleiten, hat er um sich, — eine große Schaar. Alle diese Menschen sind gut als Bausteine seiner Kirche, aber nun will er Grundsteine und Säulen wählen. Alle sind gut, seine Heerde bilden zu helfen, aber nun will er die Hirten wählen. Alle nimmt er, der König des Gottesreiches, an als Unterthanen seines Reiches, aber nun will er die Würdenträger wählen. Das ist für ihn, den Bauherrn der Kirche, den König des Reiches, ein schweres Geschäft; denn auf ihnen ruht die Wohlfahrt des Ganzen. Darum strebt er gleichsam höher hinauf; darum nimmt er die Nacht, die lautlos stille, welche die Erde mit Dunkel deckt und die Glorie des Firmamentes, des sichtbaren Himmels enthüllt. Darum geht er auf den Berg, hinweg von allen Menschen, in die Einsamkeit, auf die Höhe, gleichsam dem Himmel näher. Mit Gott dem Vater erwägt er den Rathschluß, seine Kirche zu gründen, die Zwecke dieser Kirche, die Mittel zu deren Beruf, die Gaben der Menschen. Die ganze Nacht verwendet er auf die Wahl, zwölf Stunden auf die Wahl von zwölf Aposteln.

Als der Morgen aufleuchtete, da war die Wahl oben auf dem Berge beschloffen; da stieg der Heiland hernieder. Nun ruft er seine Schüler, seine Begleiter alle zu sich, wie der heil. Lukas erzählt. Unter diesen sind so viele Vorherbestimmte zur Seligkeit, so viele, die ihm folgen mit reinem Herzen, mit glühender Begeisterung. Unter diesen Berufenen wählt er seine Zwölfe. Diese Apostel machte er zu den innigsten Vertrauten seines Lebens, er ließ sie in sein Inneres schauen; er enthüllte

ihnen die Verborgenheit der Gleichnisse; er offenbarte ihnen alles, was er von seinem Vater empfangen, es der Welt zu verkündigen. Er trug seine Macht auf sie über; er spendete am heiligen Pfingstfeste ihnen seinen heiligen Geist. So wurden sie entzündet im Umgange mit Jesu Christo; so wurden sie, ihre Herzen, ihre Seelen, leuchtend und strahlend im Lichte Christi und seines heiligen Geistes, daß sie selbst nun wieder ihr Licht hinauswerfen konnten in die dunkle Welt, diese zu erleuchten. Christus ist die Sonne, von welcher alles Licht und alle Wärme in die Welt der Geister ausstrahlt. So hat er selbst es von sich gesagt: „Ich bin das Licht der Welt.“ Diese Sonne in ihrer eigensten vollen Pracht ist nie der Erde erschienen. Denn als der Heiland sichtbar auf Erden wandelte, war seine Glorie doch umschleiert und verhüllt von der Armuth und Niedrigkeit seines irdischen Lebens, wie von einer Wolke. Die Apostel sind die Wandelsterne, welche zunächst die Sonne umkreisen, von ihr das Licht empfangen und es in mächtigen Strahlen hinausgießen in die dunkle Welt. Nachdem er aber gen Himmel aufgefahen, da leuchtete diese Sonne in den heiligen Aposteln. Diese Apostel waren gleichsam zwölf wandelnde Planeten, welche in ruhigem, heilig ernstem Leuchten ihr Licht ausgossen. Daher nennt Jesus Christus auch seine Apostel das Licht der Welt. „Ihr seid das Licht der Welt,“ sprach er zu ihnen, wie er auch von sich gesprochen hat: „Ich bin das Licht der Welt.“

So ist die Kirche auf Erden, lebt, steht Verfolgung aus, wird bekämpft, hält Stand, ist unüberwindlich, ehe die heilige Schrift geschrieben ist. In ihrer Mitte stehen ihre Lehrer, die heiligen Apostel. Das sind lebendige Bücher, lebendige Bibliotheken, die von Jesus Christus, seinem Leben, seinem Leiden erzählen. Sie tragen alle Wahrheit in ihrem Innern durch den heiligen Geist, und aus diesem Innern strömt die Wahrheit in lebendiger Rede über ihre Lippen. Was sie damals verkündigt, die großen Herolde Jesu Christi, das schrieben sie erst auf, nachdem sie auseinandergewandert, theilweise, so wie es besondere Umstände for-

berten. Aber, was sie geschrieben, das trugen sie auch in ihrem Innern. Wenn ein Mensch seine Erlebnisse aufschreibt und andern zu lesen gibt, so verliert er sie nicht aus seinem Innern; sie stehen dann auf dem Papiere und leben zugleich fort in seinem Geiste. Eher müßte man sagen, daß sie desto tiefer sich ihm einprägen. Und wenn jemand das nicht versteht, was der andere geschrieben hat, oder es falsch und irrig versteht oder es böswillig mißdeutet, wer wird es ihm aufklären können? Ganz gewiß derjenige, der es geschrieben. Der trägt ja lebendig in seiner Seele den Sinn und das Verständniß der todten Worte. So war es auch bei den heiligen Aposteln. Sie lehrten mündlich; nur wenige schrieben später nieder. Sie fuhren aber fort, mündlich zu lehren, was sie geschrieben; und wenn ihre Schriften dunkel waren, konnten sie das richtige Verständniß mündlich vermitteln. So blieben sie die Lichter der Welt.

Indeß erscheint es doch immer bedenklich, daß Christus zwölf schwache Menschen hingestellt hat als Lichter am Himmel der Menschheit. Durch seinen Geist, durch den unfehl-

baren Geist Gottes hat er sie zwar geschirmt und geschützt vor allem Irrthum und aller Fehle, sie zu reinen, hellstrahlenden Lichtern gemacht. Das Loos des Irrthums hat er von ihnen abgewendet. Aber es herrscht noch ein anderes Loos über der Menschheit, ein herbes bitteres Loos, das Loos des Todes. Und dem hat der Herr seine Apostel nicht entzogen; er hat ihnen vielmehr einen Tod voll Schrecken in Aussicht gestellt. Nun denn, mit ihrem Tode, — waren damit die Lichter der Welt nicht erloschen? Und war es nicht bedenklich, den heiligen Geist, den Geist der Wahrheit, nur auf zwölf Häupter niederzusetzen, die mit einem Schläge fallen konnten? — Wir haben ein altes Glaubensbekenntniß; es zählt bereits fünfzehnhundert Jahre. Das spricht einen großen Glaubensartikel aus; es sagt: daß in der Kirche die Apostel nicht sterben; daß in ununterbrochener Reihenfolge, von den heiligen Aposteln an, sich Männer folgen, welche das Amt der Apostel fortsetzen und den Geist der Apostel besitzen. Das alles liegt in den Worten: „Ich glaube an eine apostolische Kirche.“

## Eine Bekehrung auf dem Sterbebette.

**E**in katholischer Arzt zu Dijon in Frankreich, welcher sich ebenso sehr durch seine wissenschaftliche und praktische Tüchtigkeit in seinem Fache, wie durch seine aufrichtige Religiosität und Frömmigkeit auszeichnete, schildert in einem seiner Werke einen wunderbaren Zug der göttlichen Barmherzigkeit, welche sich an einem hervorragenden Revolutionär aus der französischen Revolutionszeit geoffenbart hat.

Um die Mitte des Jahres 1826, so erzählt der Arzt, wurde ich zu einem 60jährigen Restaurateur gerufen, welcher in der Straße St. Jacques No. 215 ein kleines Hotel besaß. Derselbe hatte ein Leberleiden. Die bedeutendsten Aerzte waren schon konsultirt worden, allein sein Uebel hatte mit den Jahren und unter den üblen Einwirkungen heftiger Hornausbrüche, denen er sich überließ, immer mehr

zugenommen. Schon bei meinem ersten Besuche war mir klar, daß der Mann nicht lange mehr leben könne. Mit Hilfe einiger narkotischer Mittel linderte ich die heftigen Schmerzen, unter denen er litt, und er hatte, wie seit langer Zeit nicht mehr, eine ruhige Nacht. Am andern Morgen schüttelte er mir in seiner Freude herzlich die Hand, nannte mich seinen Retter und versprach mir, alle meine Anordnungen pünktlich erfüllen zu wollen. Indessen eröffnete ich der Familie, daß sie sich durch den augenblicklichen Zustand des Kranken nicht täuschen lassen und die Augenblicke seines Wohlbefindens dazu benutzen möge, dafür zu sorgen, daß der Kranke alle seine Angelegenheiten in Ordnung bringe. Abends gegen 6 Uhr ließ man mich eiligst rufen, aber nicht zu dem Manne, sondern zu seiner Frau, welcher er

in seinem Zorn ein irdenes Gefäß an den Kopf geworfen hatte. Nachdem ich die arme Frau verbunden, schickte ich mich an, fortzugehen ohne den Manne ein Wort gesagt zu haben. Dieser hielt mich an meinem Rocke fest und sagte wehmüthig: „Aber, Herr Doktor, wollen Sie denn fortgehen, ohne mir etwas zu sagen?“

„Warum soll ich mich denn lange mit einem Kranken aufhalten, den zu trösten ich gekommen war, der mir aber alles Mögliche thut, um meine Anstrengungen fruchtlos zu machen? Uebrigens mein Herr, habe ich gehört, daß Sie Ihre früheren Aerzte sehr grob beleidigt haben, und daß der Doktor Portal Sie nicht würde verlassen haben, wenn Sie sich nicht so weit vergessen hätten, die Hand gegen ihn aufzuheben. Zu allen diesen Gewaltthaten kommt nun noch die Brutalität hinzu, deren Sie sich gegen Ihre Frau schuldig gemacht haben, und nun können Sie selbst beurtheilen, ob ich noch Bedenken tragen soll, meine Sorge um Sie daranzugeben.“

„Ihre Vorwürfe sind nur zu begründet,“ entgegnete der Kranke; es war sehr unrecht, daß ich meine Frau so mißhandelte. Aber wenn Sie auch wüßten, was sie von mir verlangte! Denken Sie sich, sie verlangte von mir, ich sollte mir einen Geistlichen kranken lassen, und sie weiß doch, daß ich alle Geistlichen hasse.“

„Die Absicht Ihrer Frau war eine im höchsten Grade lobenswerthe. Indem Ihre Frau Sie veranlaßte, Ihr Gewissen in Ordnung zu bringen, hat sie Ihnen einen neuen Beweis Ihrer Liebe gegeben und wenn das mit Ihren Begriffen nicht harmonirte, so mußten Sie sich einfach darauf beschränken, sie in Ihrem Sinne zu beschneiden, ohne sie jedoch zu mißhandeln.“

„Ja, Herr Doktor, Sie sind ein gebildeter Mann; nun sagen Sie mir, was würden Sie thun, wenn Sie an meiner Stelle wären und man Ihnen einen solchen Vorschlag machte?“

„Ich? Ich würde mich keinen Augenblick bedenken, meine Gewissensangelegenheiten sofort in Ordnung zu bringen, einmal aus Ueberzeugung, sodann aber auch, weil die Ruhe des Gewissens die Schmerzen viel erträglicher

macht und auch zur körperlichen Besserung viel beiträgt.“

„Nun, Herr Doktor, ich muß gestehen, das ist doch sonderbar, daß Sie nach allen Ihren Studien solche Grundsätze haben.“

„Im Gegentheil, meine religiösen Ueberzeugungen sind zum größten Theil gerade die Frucht meiner Studien.“

„Gut denn,“ sagte endlich der Kranke, „dann mag man einen Priester kommen lassen; ich habe freilich schon seit langer Zeit gar manches auf dem Herzen.“

Glücklich über diese unverhoffte Entschlie-  
ßung, ließ die arme Frau sofort einen Pfarr-  
geistlichen kommen. Kaum war derselbe ein-  
getreten und hatte sich dem Kranken genähert,  
als der Greis mit zitternder Stimme sagte:  
„Warten Sie einen Augenblick, mein Herr,  
und nehmen Sie das Messer fort, das sich unter  
meinem Kopfkissen befindet.“

„Wie unvorsichtig Sie doch sind“, bemerkte der Geistliche; „Sie konnten sich ja mit diesem Messer schwer verwunden.“

„Ja, mein Herr,“ antwortete der Kranke, „ich hatte mich mit diesem Messer bewaffnet, um Sie damit zu durchbohren, falls Sie wider meinen Willen hierhergekommen wären. Denn,“ fügte er in Gegenwart seiner ganzen Familie hinzu, „im September 1793 habe ich siebenzehn Geistliche umgebracht, und es fehlte wenig, so wären Sie der achtzehnte geworden. Allein seien Sie ohne Sorge, Gott hat Mitleid mit mir gehabt, ein Strahl seiner Gnade hat mich erleuchtet.“

Der Geistliche legte das Messer bei Seite, bat die Umstehenden, ihn eine Weile mit dem Kranken allein zu lassen, und nahm dann dessen reumüthige Beichte entgegen. Schon war er im Begriffe, sich zu entfernen, um der Familie mitzutheilen, daß er dem Kranken die Sterbesakramente bringen wolle, als dieser mit einer von Schluchzen erstickten Stimme rief: „Lieber Herr, kommen Sie doch bald, recht bald wieder, ich bedarf Ihrer Tröstungen; allein ich beschwöre Sie, doch noch nicht jetzt den Heiland auf meine Lippen zu legen, da ich seinen Namen noch eben gelästert habe, ich bin eines solchen Glückes völlig unwürdig.“

„Gott ist von großer Erbarmung“ sagte der Geistliche gerührt. „Der Mensch macht seine Fehler wieder gut, wenn er sie in der Bitterkeit seines Herzens bereut, und Ihre Reue scheint mir zu aufrichtig zu sein, als daß ich Bedenken tragen könnte Ihnen die hl. Sakramente, welche Sie in Ihrer gegenwärtigen Lage recht sehr bedürfen, zu spenden.“

„So will ich sie denn empfangen, weil Sie es mir befehlen“, antwortete der Neubefehrte, aber erst dann, nachdem ich vor denjenigen, welche ich vordem durch meine Uebelthaten Vergerniß gegeben, Abbitte gethan habe.“ Als bald ließ er zwei Nachbarn, seine ehemaligen Kameraden, kommen und bat sie um Verzeihung wegen all der schlechten Beispiele, welche er ihnen gegeben habe. Hierauf empfing er knieend und mit erbaulicher Andacht die heilige Begehrung. Sein Beichtwater wünschte, daß er sich ruhig zu Bette legen und auf seine Schwäche Rücksicht nehmen möge;

allein er wollte durchaus knien bleiben; an das Kopfkissen des Bettes sein Haupt lehrend, verharrte er lange in stillem Gebete. Da der Priester ihn nochmals veranlassen wollte sich hinzulegen, was der Zustand seiner Schwäche durchaus zu fordern schien, antwortete der Kranke: „Ich fühle, daß ich nur noch kurze Zeit zu leben habe; ich kann Gott dem Herrn nichts anderes opfern, als mein Gebet und meine Thränen. Lassen Sie mir wenigstens den Trost, auf den Knien zu sterben; das ist doch wenig genug, um meine Verbrechen in etwas zu sühnen. Gegen Mitternacht stieß er einen tiefen Seufzer aus und entschlief sanft im Herrn, immer noch auf den Knien und seine Lippen auf ein Kreuzifix heftend, welches von seinen Thränen benezt war. Himmlischer Friede, die Frucht jedes reinen oder durch die Reue wieder gereinigten Gewissens, ruhte auf dem Angesichte des mit Gott versöhnten Büssers.

---

### Firmungsreise des Hochwürdigsten Herrn J. Antony Forest, D. D., Bischofs von San Antonio, auf den Missionen der Karmeliterväter in Texas.

---

**A**m 25. November verließ der Hochwürdigste San Antonio und ging nach Dallas, wo er mehrere Tage bei einem alten Studienfreunde als Gast war. Er hatte schon circa 500 englische Meilen zu reisen bis dahin. Am Montag den 31. verließ er in Begleitung des P. Albert Wagner, der ihn abzuholen gekommen war, Dallas früh am Morgen und kam den ganzen Tag fahrend, Abends 9 Uhr nach Big Springs circa 280 Meilen westlich von Dallas, dort erteilte er auf Allerheiligen 11 Kindern die heil. Firmung. Am selben Abend fuhren beide nach Toyah, 150 Meilen westlich von Big Springs, wo der Hochwürdigste am 2. November, Allerheiligen, 43 theils Kinder theils Erwachsene firmte. Von dort ging er Abends 20 Meilen östlich, also rückwärts, da Toyah die äußerste Station dieser Mission Mariensfeld ist, und firmte in Pecos am 3. Nov. 121, wie-

der theilweise Kinder und Erwachsene. Die Kirche in Pecos war gerade inwendig fertig getüncht worden, nachdem sie mehrere Jahre schon rauh hatte dienen müssen wegen Mangel an Mitteln. Der Begleiter des Bischofs hatte hier eine harte Arbeit, da fast nur Mexikaner, die kein englisch verstehen, spanisch zu beichten hatten, und der Hochwürdigste Bischof nicht der spanischen Sprache mächtig genug ist, um beim Beichtthören zu helfen. Außerdem hatte er noch eine besondere schwere Arbeit. Aufgenommen in Pecos um  $\frac{1}{2}$  12 in der Nacht bemerkte er, daß ein kleiner Handkoffer fehlte und er mußte deshalb mit dem um 2 Uhr westlich gehenden Zuge nach Toyah zurückkehren, da in dem Koffer die zur Messe nothwendigen Dinge sich befanden, und da nur ein Personenzug täglich nach jeder Seite geht, auch gerade kein Frachtzug östlich ging und in der Nacht kein Gefährt aufzutreiben war, so mußte er die

20 engl. Meilen nach Pecos mit dem Handkoffer zu Fuß zurücklegen. Von 3 Uhr bis 10 nachtern ist nicht für jeden Magen und stets gut marschieren. Doch dies war nothwendig, da für jede Mission nur ein Tag bestimmt war. So fante die nothwendige Arbeit noch gethan werden. Am Abend fuhr der Bischof mit seiner Begleitung 6 Meilen östlich nach Barstow in einer Kutsche und firmte am 5. November 71 Große und Kleine in einem Privathause da Barstow noch keine Kirche hat. Von Barstow ging es dann am Abend mit der Bahn nach Midland 103 Meilen östlich von Barstow, wo eine schöne steinerne Kirche ist, die der Bischof am 5. (Samstag) einsegnete und wo er nach den heil. Messen 9 Kinder firmte. Am Nachmittag fuhr der Hochwürdigste von Midland nach Marienfeld mit einer Kutsche die ihn erwartet hatte, wo er um 6 Uhr Abends ankam und von der Gemeinde, den Schwestern und Kindern empfangen und zur Kirche geleitet wurde. Nachdem ein Lied gesungen und ein Kind eine Ansprache gehalten, dankte der Bischof und gab dann seinen Segen, womit die Feier am Samstage abschloß. Am Sonntag hielt der Bischof ein lebitiertes Hochamt und gab nachher 11 Kindern die hl. Firmung. Am Montag Nachmittag gaben die Kinder der Klosterschule dem Hochwürdigsten Bischof eine Unterhaltung in Musik, Gesängen und Vorträgen bestehend, welche die vielen Anwesenden freudig überraschte und den guten Schwestern ein herrliches Zeugniß ausstellte, zumal da die meisten Kinder erst kurze Zeit die Schule besuchen.

Nachdem der Bischof Montag und Dienstag sich ein wenig erholt hatte von den Strapazen der Firmungsreise, kehrte er Mittwoch den 9. Nov. über Fort Worth, wo er sich einen Tag aufhielt nach San Antonio zurück.

Die Mission Marienfeld wird von zwei Patres versehen, die in Marienfeld ihren Sitz haben. Dasselbst ist eine Kirche gebaut, inwendig aus Adobis, oder an der Sonne getrockneten Lehmsteinen, außen aus Backsteinen.

Eine gute Schwesternschule ist ein Segen für den Platz und die Umgegend. Gegenwärtig haben die Schwestern 24 Boarders und 40—45

Tagschüler, so daß ihr gegenwärtiges Haus schon zu klein ist und sie in Kürze einen Anbau machen wollen, der sie gegen \$1,500 kosten wird.

Big Springs hat eine hölzerne Kirche und eine aus Deutschen, Irländern und Mexikaner bestehende Gemeinde und hat Gottesdienst am 2. und 3. Sonntag im Monat. Die Meisten arbeiten in der Eisenbahnwerkstätte oder auf der Bahn als Ingenieure oder Feuermänner zc., auch einige Farmer. Toyah hat ebenso eine hölzerne Kirche und eine aus Mexikanern bestehende Gemeinde. Pecos hat eine nur aus „Sonnenbäckern“ gebaute Kirche und eine gemischte Gemeinde deutsch, amerikanisch, französisch und mexikanisch. In Barstow ist eine Kirche sehr nothwendig; da schon seit zwei Jahren gegen 75 mexikanische Familien dort wohnen, die Ackerbau treiben. Die westlichen Missionen haben ein mal im Monat Gottesdienst, Barstow, wo die Meisten sind hat den 2. Sonntag, Midland den 4. Sonntag, 5. Sonntag und gebotene Feiertage in der Woche sind für Big Springs, während ein Pater stets zu Hause ist. In Barstow wird Ackerbau getrieben mit Bewässerung, ein 11 Meilen langer Kanal zieht das Wasser aus dem Pecos Fluße das dann durch Nebenkanäle das Land bewässert. Es könnten dort noch 5000 mehr Leute Ackerbau treiben, da das Terrain groß und genug Wasser zur Bewässerung vorhanden. Der Pecos-Fluß ist zwar nicht sehr groß, hat aber sehr viele Quellen, und ein tiefes Bett, so daß eine Meile unterhalb des Dammes, wodurch das Wasser gestaut wird, derselbe Wassergehalt sich vorfindet. Barstow ist der einzige Ort an der ganzen Mission, wo richtig Ackerbau getrieben wird. An den anderen Plätzen nur halb und halb, weil nur Wasser von Brunnen mit Windmühlen zur Bewässerung erlangt wird; doch werden überall Gärten angelegt und große Behälter für Wasser in der Erde gemacht, wodurch das Wasser sich ansammeln kann, um zu dienen, wenn's nicht regnet. Denn obgleich es in den letzten Jahren mehr regnet als früher, so ist es doch zu unsicher. Außer dem Garten wird nur etwas Land bebaut für Futter für's Vieh.

im Winter, das übrige bleibt Weideland. Also mehr Viehzucht. Doch hat ein Mann im Mai dieses Frühjahrs 500 Dollars an Zwiebeln gemacht. Pfirsiche und andere Obstarten werden auch gepflanzt, doch am besten thut der Weinbau. In Warstow besonders gibt es eine gute Qualität Trauben. Außerdem ziehen die Leute Baumwolle wozu sie schon 2 Cottonchines haben, Maiskorn, Süßkartoffeln, Kohl, Bohnen, Wasser- und Zuckermelonen cc., auch

Zuckerrüben, die dann nach Eddy New Mexico per Bahn geschickt werden, wo sich eine Zuckerrübenfabrik befindet. Baumwolle gibt vielfach ein Ballen der Ucker. Zuckerrüben thun recht gut. Bis jetzt sind fast nur mexikanische Landleute dort, außerdem 4—5 Amerikanische. Es ist zu wünschen, daß bald die nahe gelegenen Hoche Montains geöffnet werden, damit unsere Landleute ihre Produkte gleich in der Nähe verkaufen können. P. A.

## Aus meiner Klosterzelle.

Von Bruder Gottlieb, O. C. C.

**B**uerst will ich Allen den geliebten Lesern der Rundschau ein glückseliges Neues Jahr wünschen und zwar mit den nämlichen Worten, die ich als Kind von meiner lieben Mutter gelernt habe:

„Ich wünsch' Euch Allen zum Neuen Jahr Glück, Gesundheit, langes Leben Und ewige Glückseligkeit.“

Wenn's Jemand besser machen kann, der soll's probiren. Ich glaube in dem Sprüchlein steht so ziemlich Alles, was sich der Mensch wünschen kan. Es steht, Nichts von Geld darin, aber man kann Glück haben ohne viel Geld, — und das tägliche Brod, steht im Vaterunser — da wird der liebe Gott schon sorgen, wenn man nur das Vaterunser recht andächtig betet. Mehr kann man ja doch nicht essen, als was genug ist um satt zu werden, und soviel bleibt immer für uns übrig.

Ich habe mir oft Gedanken darüber gemacht, wie es der liebe Gott so schön eingerichtet hat in seiner großen Speisekammer. Da gibt es Millionen und Millionen von Geschöpfen, von den kleinsten Würmchen bis zum Walfisch und Elephanten. Jedes Thierchen, sei es noch so klein, will seine Nahrung. Jedes hat seinen eigenen Magen und kann nicht Alles vertragen. Für Jedes muß eine andere Nahrung angeschafft werden. Und doch findet jedes Geschöpf

seine eigene Nahrung eigens zubereitet und zur rechten Zeit. „Alle Augen warten auf dich, o Herr und du gibst ihnen Speise zur rechten Zeit. Du thust deine milde Hand auf, und sättigest Alles, was lebt mit Segen. Amen.“ Dieser schöne Bibelspruch ist ja unser tägliches Tischgebet. Hast du schon jemals darüber nachgedacht, was für eine tiefe Wahrheit darin liegt?

Unser Bruder Koch kringt es nicht so leicht fertig, die wenigen Klosterleute zu sättigen und muß dafür den ganzen Tag in der Küche arbeiten, und da müssen ihm noch Andere helfen. Und dem lieben Gott, der so viele Tausend Millionen Kostgänger hat, macht es gar keine Sorgen.

Und du, lieber Christ, glaubst kaum, daß Er dir dein tägliches Brod verschaffen kann, wenn du Ihn darum bittest. Und wenn du es wirklich glaubst, warum bist du so ängstlich und bekümmerst dich so sehr um das Zeitliche. Sei kein Thor! Wirf alle deine Sorgen auf den Herrn und gönne dir eine fröhliche Weihnachten und ein glückliches Neues Jahr! Werf allen Kummer und alle Sorgen über Bord, und segle ruhig mit deinem Lebensschiff in das Neue Jahr hinein. Solange noch der alte Gott lebt, und du deine Arbeit in christlicher Weise thust und das Vaterunser nicht verjiffest,



brauchst du dir keine Sorgen zu machen. „Wer auf Gott vertraut, hat auf festen Grund gebaut.“ „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und Alles Uebrige wird Euch gegeben werden.“

Was ich da für dich gesagt habe, gilt auch für Völkern und Königreiche, sogar für Republiken. Ich weiß, daß die Amerikaner daran nicht gedacht haben in ihrem letzten Kriege mit Spanien. Die haben sicher nicht das Reich Gottes gesucht und noch viel weniger seine Gerechtigkeit. Und doch wollen sie Alles Uebrige auch noch haben. Am Ende werden sie es vielleicht ausfinden, daß sie mehr abgegriffen haben, als sie kauen oder verbauen können.

Spanien hat sich fügen müssen und alle Friedensbedingungen, die ihm von unseren Friedenskommissären in Paris vorgelegt wurden, unterschrieben. Protestirt haben die Spanier allerdings, aber das hat den armen Leuten wenig geholfen. Die Vereinigten Staaten verlangten Cuba, Porto Rico, Guam, eine von den Ladroneninseln und alle Philippineninseln. Für diese letzteren wird Dunkel Sam zwanzig Millionen bezahlen und dem spanischen Handel auf zehn Jahre die gleichen Rechte in Manila bewilligen, die der amerikanischen Schifffahrt gestattet werden.

Spanien hat diese Bedingungen endgültig angenommen und nun fehlt zum Friedensabschluß weiter nichts als die Zustimmung des Congresses. Der Präsident hat eine ellenlange Botschaft an das Repräsentantenhaus und an den Senat bei der Eröffnung des Congresses gerichtet, worin er die Nothwendigkeit, diese neuen Besitzungen militärisch zu regieren, betont, und die nothwendigen Zuschüsse an Geld und Mannschaft verlangt, um dieses zu bewerkstelligen.

In dieser Botschaft gibt er auch eine offizielle Geschichte des Krieges. Natürlich gibt er den Spaniern die ganze Schuld am Kriege. Das stand zu erwarten. Aber ohne gemein zu werden, geht's einmal nicht in unserer humanen Republik. So begehrt er denn auch die Taktlosigkeit, um es nichts Uergeres zu nennen, die ganze Maine-Geschichte wieder aufzuwärmen, obgleich es bis auf den heutigen Tag nicht be-

wiesen wurde, daß die Spanier irgend etwas damit zu thun hatten.

Aber noch einen ärgeren Schnitzer macht er sich zu Schulden. Obgleich er mit überschwänglichem Lobe die Opfer und Anstrengungen erwähnt, die von den Krankenwärtern und Wärterinnen der Gesellschaft vom Nothen Kreuze für die Wohlfahrt der kranken und verwundeten Soldaten gebracht wurden, so sagt er kein einziges Wort über das Werk unserer katholischen Schwestern, die er doch selbst in seiner Bedrängniß aufrief und die mit wahren christlichem Gelbenmuth ihre Pflichten erfüllten.

Was kann man jedoch erwarten von Jemand, der sich nicht scheut, einem gefallenen Feinde einen unverdienten Fußtritt zu geben. Ein Soldat scheut sich auch nicht, gegen seine Freunde ungerecht zu sein.

Wir Katholiken dürfen uns schon im Voraus darauf gefaßt machen, daß alle diese neuen Besitzungen, welche, insofern sie überhaupt christlich sind, ausschließlich katholisch sind, von Seiten der amerikanischen Regierung wenig Gerechtigkeit erlangen werden. Im Gegentheile, ich sehe voraus, daß die Gehässigkeiten, die schon vorgefallen sind zwischen amerikanischen Offizieren und klösterlichen Genossenschaften in Manila, sich immer mehr vervielfältigen werden, bis es schließlich in regelrechte Verfolgung der Kirche ausartet.

Es machen sich jetzt schon Stimmen laut in östlichen Blättern, welche ohne Umschweif erklären, man müsse alle Ordensleute aus den Philippinen verjagen, wenn man daselbst Ruhe haben wollte. Die Hezjagd beginnt schon. Wir werden Manches erleben, was wir uns in unserem Siegestaumel nicht einfallen lassen.

Man wird vielleicht sagen: „Ach was, lieber Bruder, du siehst Alles zu schwarz, so schlimm ist es nicht. Die Amerikaner sind gar liberal und von Kirchenverfolgung kann keine Rede sein. Der Papst hat ja beim Präsidenten fragen lassen, wie es jetzt mit der katholischen Kirche in Cuba und den Philippinen bestellt sein wird. Darauf hat der Präsident geantwortet, „daß man der Kirche volle Freiheit, wie in den Vereinigten Staaten, gewäh-

ren und alle ihre Eigenthumsrechte beschützen würde.“

Ja, das hat er gesagt, und die Amerikaner sind auch liberal, das will ich nicht bestreiten, am allerwenigsten, weil ich selbst geborner Amerikaner bin, und doch —

Unser Präsident mit seinem ganzen Kabinet geht eben im Süden spazierenfahren und hält großartige Reden über die glorreiche Zukunft, der wir entgegengehen. Alle Uneinigkeit zwischen Nord und Süd ist jetzt vorbei. Der leidige Zwist, der uns noch immer seit dem letzten Bürgerkrieg in den Knochen steckt, ist gelegt. Als vereinte Brüder werden wir in Zukunft die Gräber der vormaligen Rebellen schmücken.

Ueber die brennendste Frage, die Negerfrage, sagt er kein Wort, ob schon in der jüngsten Zeit wieder blutige Erörterungen dieser Frage im selben Süden vorkamen.

Es hat den Vereinigten Staaten viel Gut und Blut gekostet, diese Neger frei zu schlagen. Man gab ihnen alle Bürgerrechte nach dem Kriege. Jetzt wetteifern die Südstaaten mit einander, diesen theuer gekauften Bürgern ihre Rechte nach und nach gänzlich wegzunehmen, und da heißt es: „Bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“

Das ist also das Ende unserer Bestrebungen, die Neger für die amerikanische Freiheit zu erziehen. Und das sind unsere Neger, früher sogar leibeigene Neger, die unsere Sprache sprechen, unsere Freischulen besuchen, von unseren amerikanischen Methodisten und Baptisten christlich erzogen sind. Was mit ihnen anfangen, ist eine Frage, die gelöst werden muß, und doch schweigt darüber das Haupt der Regierung, derselbe Präsident, der uns den Rath gibt, die Regierung anzutreten über zehn Millionen Menschen, die nicht von unserer Rasse sind, die nicht unsere Sprache sprechen, und die sicher nicht durch protestantische Missionäre und liberale Freischulen der amerikanischen Civilisation gewonnen werden können. Wenn wir nach einem Jahrhundert die Indianer und nach dreißig Jahren die Neger nicht gerecht behandeln können, was werden wir mit kubanischen Negern und asiatischen Barbaren fertig bringen?

Man sage es nur offen heraus. Das ganze Geschwätz über Humanität, und Mitleid für unterdrückte Völker ist lauter Schwindel und Humbug. Ich will nicht sagen, daß nicht Viele auf diesen Leim gegangen sind und aus lauter Liebe für die verfolgte Unschuld mitgeschrie'n haben, aber so dumm ist Keiner mehr, daß er seinen Irrthum jetzt nicht einzieht. Den paar Blinden die noch unter uns sind, wird auch bald der Staat gestochen werden.

Jedenfalls haben wir vorläufig Frieden. Jetzt wäre es an der Zeit, in unserem eigenen Lande bessere Verhältnisse herbeizuführen in Bezug auf Arbeit und Geschäfte. Immer noch hört man klagen, daß die Zeiten so schlecht sind. Wie sie besser werden können, kann ich in meiner Einfalt nicht gut einsehen. Unsere neue Politik gibt uns in den nächsten Jahren bei mäßiger Schätzung, wenigstens eine Billion, sage tausend Millionen, extra Kosten und dabei rechne ich die ewig anschwellende Pensionsliste gar nicht mit. Die Kriegssteuern werden also fortbestehen und man wird noch andere Steuerlasten erfinden müssen, um diesem unfruchtbaren Kostenaufschwung gerecht zu werden.

Und wer muß die Suppe austrinken? Diejenigen, welche sie eingebracht haben? O nein, diese Kammerhelden werden uns schon begreiflich machen, daß das Volk, das glorreiche amerikanische Volk, nicht nur bereitwillig für die große Ehre jetzt eine Weltmacht geworden zu sein, sondern noch obendrein in ewiger Dankbarkeit die Volksbeglücke am Nuder lassen soll.

Jetzt sind wir nicht mehr bloß die Vereinigten Staaten von Nordamerika, sondern wir sind die Vereinigten Staaten von Amerika, Westindien und Asien. Jetzt kann der verkommene Abkömmling eines malayischen Piraten auf den Philippinen sich stolz in die Brust werfen und sagen: „Auch ich bin ein Amerikaner“. Wir werden uns nach einem neuen Namen umsehen müssen, um unser neues Kaiserreich zu bezeichnen.

Ich wollte zum Schlusse des alten Jahres eine Rundschau halten über die verschiedenen Ereignisse des Jahres, wie es die Kalenderleute gewöhnlich thun, aber ich bin so in Eifer

gerathen über diese neumodische Politik unseres Landes, daß ich mehr gesagt habe darüber, als meiner Demuth frommt. Ich lasse es aber so stehen. Ueber's Jahr, wenn wir Beide, Du lieber Leser und ich, so Gott will noch am Leben sind, werden wir die Sache noch einmal durchlesen und sehen ob's stimmt.

Der leidige Krieg war ohnehin das größte Ereigniß des Jahres und hat so viele neue Fragen in den Vordergrund geschoben, daß die andern Fragen uns beinahe aus dem Gesichtspunkt gewichen sind.

Und der liebe Gott hat auch seine Pläne, die wir mit unserem Ameisenverstande nicht durchschauen können. „Nichts geschieht von Ungefähr. Alles kommt von Oben her.“ Da kann ein so gewöhnlicher Klosterbruder nur auf die Knie fallen und anbeten. — Natürlich müssen wir uns tapfer wehren gegen Alles Böse, und dürfen auch tüchtig über politische Fehler und Dummheiten schimpfen, wern's dann aber doch Nichts hilft, dann können wir Ihm dem Allweisen ruhig das Ende überlassen. Am Ende wird Alles recht werden.

## M a r i a = M u t t e r .

Von Ludwig Gemminger.

Der römische Feldherr Coriolan wurde ungeschuldig bloß aus Neid und Eifersucht, zum Tode verurtheilt; er rettete sich aber durch die Flucht. Nun ging er zu den Feinden der Römer über und erhielt von ihnen ein großes Kriegsheer, um sich an seinen Gegnern in Rom zu rächen. Voll Wuth ließ er der Stadt gänzliche Vernichtung androhen. Die Einwohner waren in Todesangst, der Senat schickte eine Gesandtschaft nach der andern mit großen Geldsummen an Coriolan, um ihn zur Schonung und zum Abzuge zu bewegen. Allein Alles war vergebens. Coriolan blieb unerbittlich. Endlich ging seine Mutter auf Ansuchen ihrer Mitbürger zu ihm hinaus und flehte ihren Sohn um Schonung der Stadt an. Dies wirkte; Coriolan wurde bis zu Thränen gerührt, umarmte seine zärtlich geliebte Mutter und zog friedlich von Rom ab.

Wenn nun dieser racheglühende Heide seiner Mutter nichts abschlagen konnte und ihr zu Liebe seinen Beleidigern verzich, um wie viel weniger wird der barmherzige Jesus seiner Mutter die Bitte um unsere Rettung abschlagen? — Darum ruft der heil. Bernhard aus: Nein, es ist seit Menschengedenken nicht erhört worden, daß ein Kind, das diese seine Mutter angerufen, von ihr verlassen worden sei! Von Maria, die durch ein dreifaches

Band mit uns verbunden ist, das, wie die heilige Schrift sagt, nicht zerreißt: Ein dreifaches Band zerreißt nicht. —

Als der heilige Stanislaus Kostka einst gefragt wurde, wie sehr er Maria liebe, sagte er: Ich kann nichts anderes darauf erwidern, als: Sie ist ja meine Mutter! — Und diese Worte sprach der heil. Jüngling mit einer solchen Innigkeit und einem so feurigen Ausdruck der glühendsten Liebe, daß er kein Mensch, sondern ein Engel zu sein schien, der von der Liebe Mariens rebete.

Und in der That, er hat damit Alles gesagt, den ganzen Abgrund ergründet, die ganze Höhe erfaßt, den ganzen Hochwerth erschöpft. „Sie ist meine Mutter“ — Mutter — der Inbegriff alles Großen, Schönen und Erhabenen, die Vereinigung von Muth und Milde, von Kraft und Erbarmen, von Kummer und Freude, von Seelenschmerz und Liebesgluth. Mutter, die immer liebt und gern vergibt, stets zum Helfen bereit ist und Alles vergeißt, die nur für das Kind denkt, fühlt, sorgt, arbeitet, betet, weint; Mutter, ein Schatz, dessen Werth man erst dann recht erkennt, wenn man ihn verloren hat, weil seinen Verlust nichts auf Erden zu ersetzen im Stande ist! —

Maria ist unsre Mutter, von Gott uns gegeben vom Kreuze herab mit den Worten:

Siehe, deine Mutter! verbunden mit uns durch das Band der Natur. Unter natürlichen Bänden versteht man die Bände des Fleisches und Blutes, die Blutsverwandtschaft, eine Verbindung, die unter Allen die stärkste, innigste und unauf löslichste ist. — Der Glaube lehrt daß wir in der hl. Kommunion Jesus Christus wahrhaft, wirklich und wesentlich mit Gottheit und Menschheit empfangen. Da aber der Herr seine allerheiligste Menschheit aus Maria annahm, so genießen wir im heiligsten Sakramente nicht bloß das wahre Fleisch und Blut Christi, sondern auch das Fleisch und Blut Mariens, von welcher es der Heiland empfing und annahm. Darum hat der heil. Ignatius Recht, wenn er spricht: Weil nach der heil. Kommunion das Fleisch Mariens in dir ist und ihr Blut in deinen Adern roßt, so vergiß nicht, auch ihr für diese Mutterliebe zu danken. Und daher kommt es, daß der große Fenelon sagen konnte: Die Liebe zu Maria kommt mit dem Christen so zu sagen auf die Welt. Ueberkommen von den Eltern, die genährt durch das wahre Fleisch und Blut Christi, wird diese Liebe, durch jede heil. Kommunion auf's Neue gestärkt und begleitet den Christen durch dieß Leben bis zum Grabe. Dieß ist jene natürliche Neigung, die unwiderstehlich das christliche Herz von Jugend auf zu Maria zieht, die bei so Vielen nach manchen Jahren der Verirrung und Gottvergessenheit wieder der Anknüpfungspunkt der Gnade der Befehrung wird, die gleich der Stimme des Gewissens betäubt und unterdrückt, aber nie ganz erstickt werden kann. Dieß ist jenes starke Band der Natur, die innigste und wesentliche Vereinigung durch Fleisch und Blut, die uns zu wahren Kindern dieser Mutter, zu wahren Söhnen Mariens macht. Alles Irdische ist vergänglich, sagt der Apostel, alles Ueberirdische ist ewig, ist unvergänglich; daraus können wir den

großen Unterschied erkennen, der zwischen der irdischen Natur und der überirdischen Gnade stattfindet. Und mit diesem unendlich höheren, weil unvergänglichen Bande, ist uns Maria verbunden, mit dem B a n d e d e r G n a d e. Eigentlich geht diese Verbindung mehr von unsrer Seite aus; denn wie wir nicht leben können ohne Speise und Trank, und nicht athmen ohne Luft, so können wir nichts Gutes thun ohne Gnade Gottes. Ohne mich könnt ihr nichts thun, spricht Christus; in Ihm leben, schweben, und sind wir, sagt der Apostel; ohne Gnade können wir nicht einmal den Namen Jesus aussprechen. Diese gänzliche Abhängigkeit, diese Hilflosigkeit, diese Gnadenbedürftigkeit drängt uns naturnothwendig zu Maria hin, an die uns der Herr selbst angewiesen: Siehe, deine Mutter, und die nach der übereinstimmigen Lehre der hl. Kirche die Gnadenquelle ist. Durch sie, d. h. durch ihr Gebet, durch ihre Fürbitte bei Gott werden uns alle Gnaden zu Theil, kommen uns alle Gnaden zu, weßhalb es von ihr in der hl. Schrift heißt: Bei mir ist alle Gnade des Lebens und der Tugend. — Mit Maria verbindet uns also das starke Band der Natur, das stärkere Band der Gnade, das stärkste B a n d d e r L i e b e.

Stark wie der Tod ist die Liebe und wie stark ist der Tod, der die riesigste Kraft zerschmettert und kein Alter und keinen Stand verschont? — So kennt auch die Liebe kein Hinderniß, nichts widersteht ihr, Alles besiegt sie, kein Opfer ist ihr zu groß, keine Mühe zu viel und um so mehr, je reiner, wahrer und heiliger sie ist; es gibt aber keine Liebe, die an Reinheit, Wahrheit und Heiligkeit die Mutterliebe übertrifft. Darum sagt der hl. Franz von Sales: Außer der Liebe, die die Mutter an das Kind knüpft, außer der Mutterliebe gibt es auf Erden kein stärkeres Band.

Manuel ist der schönste Name,  
 Schönste Frau Maria rein,  
 Schönste Liebe Mutterliebe,  
 Schönstes Licht des Tages Schein.

Bete Gott an, weil er göttlich,  
 Als vollkommen rühm' ich ihn,  
 Liebe ihn, weil er allgütig,  
 Und als Richter fürcht' ich ihn.

Entered at the Post Office at Buffalo, N. Y., as second-class matter.

## Editorielles.

### Zum Neuen Jahre!

So rauschend auch die Festlichkeiten sind, mit welchen die leichtlebige Menschheit seit undenklichen Zeiten den Eintritt in ein neues Jahr feiert, sinniger und bedeutungsvoller ist doch die Weise, in welcher das christliche Herz mit dem verflossenen Jahre Abrechnung hält und für das neue Jahr sich rüstet.

Da ist in erster Linie die herzliche Dankagung gegen Gott für Erhaltung des Lebens, für empfangenen Trost in Leiden, für Ausdauer im Guten, für ungezählte Wohlthaten, mit welchen wir durch unsere hl. Kirche überschüttet wurden.

Da ist in zweiter Linie ein frommes Gedenken der Seelen der uns im Tode Vorangegangenen. Es zeugt schon von Liebe, wenn wir die Gräber unserer Freunde besuchen und mit Blumen schmücken, die wohl mit Thränen des tiefsten Schmerzes behaut sind. Aber damit ist der Gemeinschaft der Herzen, die ja selbst der Tod nicht trennen kann, nicht Genüge gethan. Beten müssen wir für die Seelenruhe der Todten; denn es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten. Das ist ja eine der allertröstlichsten Lehren unserer hl. Kirche, daß wir den armen Seelen im Fegfeuer zu Hülfe kommen können.

Da ist in dritter Linie eine Abrechnung mit dem eigenen Gewissen. So ganz ohne Fehler, ohne Sünden, vielleicht ohne schwere Vergehen ist es im verflossenen Jahre wohl kaum gegangen. Willst du die Sündenlast, das Schuldbewußtsein, die Unruhe des Herzens, den heillosen Unfrieden der Seele mit in's neue Jahr schleppen?

Nein, der Katholik fehlt, aber er bereut auch, er fällt, aber er erhebt sich wieder, er sündigt, er bessert sich aber darnach. Gedenke, daß es nichts Größeres gibt auf Erden, als die

Priestergewalt, die Sünden nachzulassen. Suche den Richterstuhl der Kirche auf, du findest einen in jeder Kirche, im ärmsten Kapellen, du wirst als neuer Mensch herauskommen und als in der Gnade wiedergeborenes Kind Gottes das Neue Jahr beginnen. Mit Gott fang' an und Alles wird dir zum Besten gereichen!

Selbst der Tod, sollte er dir im Neuen Jahre beschieden sein, wird dich dann nicht schrecken.

Denn bald wird er bei diesem kurzen Erdenleben doch immer kommen, der Herr, um uns einzuführen in die herrlichen Wohnungen des Friedens und der ewigen Klarheit, wo wir ihn schauen sollen von Angesicht zu Angesicht, und unsere Stimme einfallen wird in den harmonischen Gesang, der durch alle Himmel tönet in Ewigkeit.

Geist der Ewigkeit, erheitre  
Meines Geistes trüben Blick!  
Meine hange Seel' erweite  
Zu der Hoffnung Wonneglück!  
Daß ich aus der Zeiten Grauen,  
Durch der Zukunft Dunkelheit,  
Durch des Todes Nacht mag schauen  
Auf ins Licht der Ewigkeit.

Wo in heitern Sternenhöhen  
Dieses Thales Nebel weicht!  
Wo der Sehnsucht zitternd Flehen,  
Jebes Kummer's Klage schweigt!  
Wo nur Freude-Hymnen schallen:  
In der Gottheit reinem Glanz  
Die verklärten Kämpfer wallen  
Mit des Sieges Sternenzranz.

Sieh! der Ewige entschleiert  
Seiner Gottheit Herrlichkeit!  
Und der ganze Himmel feiert  
Seiner Liebe Seligkeit!  
Schauen werd' ich und erkennen,  
Wie er i., und selig sein,  
Ganz in seiner Liebe brennen,  
Unausprechlich Liebe sein!

Eine Gedenktafel für's Neue Jahr :

Der Papst in englischer Beleuchtung.

Erfüllst Du treu die Gebote Gottes, glaubst du an Gottes eingebornen Sohn Jesus Christus, befolgst Du jene Weisungen, welche er selbst oder welche die von ihm eingesetzte Kirche ertheilt, so ist der Himmel auf ewig Dein Loos. Verweigerst Du hingegen Deinem Schöpfer und Deinem Heilande den schuldigen Gehorsam und stirbst Du in dieser strafbaren Aufsehnung, so verfallst Du unrettbar auf ewig den unsäglichsten Qualen der Hölle.

Rex tremendae majestatis  
Qui salvandos salvas gratis,  
Salva me, fons pietatis!

Recordare, Jesu pie,  
Quod sum causa tuae viae :  
Ne me perdas illa die.

Preces meae non sunt dignae,  
Sed tu bonus fac benigne,  
Ne perenni cremer igne.

Confutatis maledictis,  
Flammis acribus addictis,  
Voca me cum benedictis!

König furchtbar hoch erhaben,  
Frei sind Deiner Gnade Gaben,  
Wolle, Gnadenbrunn, mich laben!

Milber Jesu, beist' in Gnaden,  
Ziel einst war ich Deinen Pfaden :  
Wend' an jenem Tag den Schanden.

Zwar nicht würdig ist mein Flehen,  
Doch laß Schuld an mir geschehen,  
Daß der Hölle ich mag entgehen.

Stürzen hin die Maledicten,  
Die dem Flammentod Geweihten,  
Ruf' mich mit den Benedicten.

Der bekannte Convertit, General W. Olmstead von New York, wurde zu Notre Dame, Ind., wo er die letzten Jahre verlebt hat, zum Priester geweiht und feierte am Weihnachtstage seine Primiz. Gen. Olmstead zeichnete sich im Bürgerkriege durch Tapferkeit und Pflichttreue aus. Vor ein paar Jahren trat er zur katholischen Kirche über und schloß sich der Congregation der Kreuzväter an.

Das Anti-Popery Geschrei in England ist verstummt und gehört, wie so manches veraltete Vorurtheil, dem Gewesenen an. Heute ist auch in Großbritannien die Kirche eine Großmacht und als solche anerkannt, und wie man heute das Papstthum und seine Aufgabe in weitesten Schichten des Volkes betrachtet, dürfte aus einem Artikel des protestantischen Blattes "Montreal Star" zu ersehen sein, der kürzlich erschien und bedeutsamer Weise keinenlei Aufsehen erregte.

Darin heißt es unter Anderem :

„Zu Ende dieses ereignißvollen Jahrhunderts ragen zwei verehrungswürdige Personen aus der Schaar der Herrscher der Welt hervor : die eine ist unsere eigene geliebte Königin mit dem Schnee von achtzig Wintern auf dem Haupte und Regentin eines Reiches, das eine Bevölkerung von 383,888,685 Seelen zählt, welche alle Denominationen umfaßt, worunter der mohamedanische Theil der zahlreichste ist, — die andere, ein Herrscher, der nur wenige Unterthanen hat, der aber von 200,450,000 Menschen geliebt wird, welche über die ganze Erde verstreut wohnen, und doch gemeinsam ihn als den Stellvertreter Gottes anerkennen und ihm durch innigere Bande der Treue verbunden sind, als irgend ein anderer weltlicher Machthaber sich rühmen kann.

Papst Leo XIII. steht jetzt in seinem 90. Lebensjahr und schmückt den Thron Petri seit 21 Jahren. Ungleich seinem Vorgänger ist er den Fußstapfen des hl. Paulus gefolgt, "who suffered all things".

Die weltliche Herrschaft des Papstthums endigte mit der Einnahme Roms und dem Regime des italienischen Königthums im Jahre 1871; Papst Leo hat die Geschichte der Kirche aber so geleitet, daß die Macht des Papstthums auch heute noch die maßgebende ist. In der internationalen Politik ist dem Papste keine Rolle mehr zugewiesen und doch mußten es das protestantische Deutschland, das anti-clericale Frankreich, Großbritannien und Rußland, ja selbst die Vereinigten Staaten erfahren, daß,

wenn der länderlose Papst im Vatikan spricht, die Macht seiner Rede von allen Völkern empfunden wird und neben dem Diaraträger der Potentat Italiens, der im Quirinal wohnt, verschwindet.

Leo's Encycliken zeigen, daß der Traum seines Lebens die möglichst vollkommene Wiederherstellung der univrsalen Riche ist. Durch den allgewaltigen Einfluß dieser will er die Sintfluth des Rationalismus und der Unruhe dämmen, welche die Achtung für Gesetz und Ordnung, worauf doch die menschliche Gesellschaft beruht, untergräbt und bedroht.

Die persönlichen Beziehungen zwischen dem greisen Pontifex und unserer betagten Königin waren stets mehr als freundschaftliche; denn sie beruhten auf gegenseitiger Achtung und der gemeinsamen Begeisterung für dieselben hohen Ideale. Bloße Meinungs-Verschiedenheiten im Glauben konnten diese Eintracht nicht stören. Obgleich das römisch-katholische Element sich mit dem mohammedanischen in Großbritannien bei Weitem nicht messen kann, ist sein Einfluß doch ein schwerwiegender, und der erste Herzog von England ist nur einer unter den vielen katholischen Söhnen Großbritanniens, welche großes Ansehen in England haben und bedeutende Staats-Amtemter bekleiden.

Die römisch-katholische Kirche umfaßt in Großbritannien Menschen der verschiedensten Abstammung und Sprache: Iren und Wallo-nen, Schotten und Engländer, Franzosen, Italiener, Deutsche, Portugiesen, Amerikaner, Malayen, Hindus, Neger etc. etc.

Die katholische Hierarchie wurde im Jahre 1850 in England wieder hergestellt. Jetzt hat dieselbe in England und Wales 15 Bischofs-sitze, von welchen einer (Westminster) ein erzbischöflicher ist.

In Schottland wurde die Hierarchie im Jahre 1878 wieder hergestellt. Sie umfaßt jetzt zwei Erzbischöfe und vier Bischöfe.

Irland hat vier Erzbischöfe und 24 Bi-schöfe.

Britisch Amerika, einschließlicly Westindien, hat acht Erzbisthümer und 26 Bisthümer.

Britisch Afrika hat fünf Diöcesen.

In Britisch Asien hat die katholische Kirche 7 Erzbisöcesen und 24 Diöcesen.

In Australasien gibt es sechs erzbischöfliche und 18 bischöfliche Sitze.

Auf dem europäischen Continent und seinen Inselgeuppen zählt die katholische Kirche drei Bischöfe.

Im ganzen Kaiserreiche England ist die Zahl der katholischen Erzbischöfe und Bischöfe 153 . . . .

In unserer Zeit, da der Anarchismus nicht nur den Königsmord predigt, sondern auch un-lieb-same Präsidenten und Minister für vogel-frei erklärt und alle gesellschaftliche Ordnung bedroht, ist es ein tröstlicher und glücklicher Umstand, daß der greise Papst in seiner geistigen Domäne und unsere verehrte Königin in ihrem weltlichen Reiche Allen ein Beispiel persönlicher Pietät geben und jeder für sich und beide gemeinsam ihre Machtsphäre gebrauchen zur Förderung des Friedens und des guten Willens unter den Völkern der Erde."

---

### Protestantische Propaganda.

---

Wie erinnerlicly hat eine protestantische Secte in Rom den 20. September benutzt, um Zettel und Tractätchen zu vertheilen, welche bestimmt waren, den Papst und die katholische Kirche herabzusetzen. Die sectirische Propaganda macht in der Hauptstadt der katholischen Christenheit jetzt überhaupt große Anstrengungen, wenn auch die Erfolge bis heute klein waren, so wird sich doch im nächsten Jahrhundert der protestantische Bevölkerungstheil Roms nach Außen hin geltend machen. Natürlich sind diese Leute keineswegs eines Glaubens, aber einig sind sie im Hass des Papstthums. Die amerikanischen Methodisten unterhalten gegenwärtig zu Rom, Dank den ihnen zu Verfügung stehenden Geldmitteln, an zwanzig Unterkunfts-häuser für Klein und Groß in Rom, ganz abgesehen von anderen Instituten. In einem dieser Häuser sind 70 Kinder katholischer Eltern untergebracht, in einem andern 40. Sind hier die Kinder wegen ihres ununterbrochenen Aufenthaltes der antikatholischen Beeinflussung

ausgesetzt, so ist das nicht viel weniger der Fall in den methobistischen Ganztagschulen. Dazu flößen diese Feinde des Papstthums der Jugend ihre Anschauungen ein in Abendschulen, Wohlfahrts-Anstalten (Wädern), Unterhaltungsräumen, Pensionen für angehende Lehrpersonen usw. Für nur 5 Lire wird ein halbes Jahr den Schülern Deutsch, Französisch, Englisch, Stenographie und Musik in den methobistischen Anstalten beigebracht. Ein junges Mädchen, das sich auf den Lehrerstand vorbereitete, hatte Wohnung in einem der methobistischen Pensionshäuser genommen. Bei Tisch wurde die Bibel vorgelesen und in protestantischem Sinne ausgelegt, wobei sich die Gelegenheiten zu Angriffen auf die Kirche ergaben; auch liebte man es, scandalöse Erzählungen über katholische Geistliche und Ordensleute vorzubringen. Das Mädchen, dem der practische Katholizismus unmöglich gemacht wurde, beschloß die Pension zu verlassen. Die Leiterin der Anstalt verrieth ihr nun, daß die Häuser keineswegs nur als Heimstätten dienen, sondern den Zweck der Proselytenmacherei hätten. Dieser Zweck wurde nun freilich in dem einen Falle nicht erreicht; aber in wie viel anderen Fällen wird das doch geschehen! Um dieser Proselytenmacherei entgegen zu arbeiten, haben die Pallotiner-Patres und Schwestern eine Casa della Providenza errichtet; die Englischen Schwestern halten Abendschulen, für die 600 Theilnehmer verzeichnet werden usw. Aber alles das ist im Verhältniß zu den Anstrengungen der Gegner der Kirche und ihren Mitteln noch wenig.

Ein neues großartiges „Missionsgebiet“ öffnet sich jetzt dem amerikanischen Sektenthum in den „bigotten“ Provinzen von Cuba, Porto-Rico und Manila. Die Methodisten haben ihr Erlösungswerk schon geplant. Der Mönchsgaß wird im nächsten Jahre seine üppigsten Blüthen treiben, zumal die „Christianisirung“ dieser kath. Länder auch von Amerikanern unserer Couleur befürwortet wird!

Der Vorstand des Deutschen Vereins vom h. Lande in Köln hat nunmehr den Hrn.

P. Schmidt, Rector des Deutschen Hospizes in Jerusalem, beauftragt, auf dem Dormitions Grundstück vorerst Ausgrabungen vorzunehmen zu lassen, um festzustellen, ob nicht etwa Grundmauern und Unterbauten des alten eigentlichen Coenaculum (Abendmahls-Saal) sich finden. Wenn das der Fall ist, würde eine solche Feststellung wesentlich bestimmend sein für alle Entschlüsse bezüglich des Planes der neuen Sions-Kirche. Finden sich nämlich erhebliche Ueberreste, welche die Gestaltung des alten Gotteshauses mit einiger Sicherheit erkennen lassen, dann würde ein Wiederaufbau in den entsprechenden Stileformen (Uebergangszeit aus dem romanischen in den gothischen Stil) in erster Linie in Betracht kommen. Man ist daher auf das Ergebniß der angeordneten Ausgrabungen sehr gespannt.

#### Culturelles aus Süd-Afrika.

Der größte Factor der Civilisation ist die Thätigkeit der Missionen. David Livingstone, Robert Moffat und andere protestantische Sendlinge verdienen hohe Anerkennung als Pioniere europäischer Cultur. Unter oft beständiger Lebensgefahr drangen sie vereinzelt vor, um der englischen Regierung die Wege zu ebnen; zumal die Geschichte von Betschuana-Land gibt hiefür Zeugniß. Im Lande der Matabelen und der Maschona haben die Jesuiten unter allen erdenklichen Schwierigkeiten — viele von ihnen haben ihr Leben als Martyrer geendet — dem Cultur-Fortschritt die wesentlichsten Dienste geleistet. Erfreulich ist, daß sie gegenwärtig in Bulatwayo, der einstigen Residenz des letzten Königs der Matabelen, und in anderen Plätzen des neu erstandenen Rhodesia, nicht nur blühende Missionsstationen unter den Eingeborenen besitzen, sondern auch Spitäler und Schulen für die Europäer unter ihrer Obhut haben und von den englischen Machthabern, wie Cecil Rhodes, in ihren civilisatorischen Bestrebungen und Werken der Barmherzigkeit thatkräftig unterstützt werden.

In Ergänzung der Schilderung der Ge-



schichte europäischer Civilisation in Südafrika dürfte noch ein kurzer Ueberblick der heutigen Bildungsanstalten Interesse bieten. In Capstadt finden wir die Universität für Südafrika, zahlreiche Institute, Seminare, höhere Schulen und weit über hundert Elementarschulen. In Grahamstown sind die höheren Erziehungsanstalten der Anglicaner (St. Andrews College) und der Jesuiten (St. Abans College). In Lovedale ist die höhere protestantische Erziehungsanstalt und Schule für Eingeborene. In Natal leistet Bischof Solivet O. M. J. Großes im Erziehungsweisen. In Bloemfontein, Johannesburg, Pretoria, wird durch englischen Einfluß für niederen wie höheren Unterricht gut gesorgt. In jedem, selbst dem kleinsten und jüngst erstandenen Orte der Cap-Colonie und Natal's sind vortreffliche öffentliche Elementarschulen, die von der Regierung, in der größern Mehrzahl aber von den verschiedenen religiösen Genossenschaften unterstützt und geleitet werden. Für die Eingeborenen finden wir neben dem erwähnten Lovedale zahlreiche Erziehungsanstalten in allen Theilen Südafrica's, z. B. die der Jesuiten in Dunbrody im Capland, die der Trappisten in Natal — der zahlreichen Missionschulen und Anstalten nicht zu gedenken, von denen das protestantische Ebenale in Natal und Keiland am Kei-Fluß, das den Jesuiten gehört, besondere Erwähnung verdienen. Eigenartig sind wohl die sogenannten Farmschulen. Mehrere 6 bis 20 einsam wohnende Farmer unterhalten einen Lehrer, meistens eine Lehrerin, und auf einer Farm ist die Schule, zu der täglich die Kinder gehen, meistens der oft bedeutenden Entfernung wegen reiten. Auch diese Farmschulen werden von der Regierung mit Geld unterstützt.

---

### Der Socialismus.

---

Der spanische Philosoph Jakob Balmez hat einmal gesagt, es gebe Zeiten, die noch verderblicher seien als die Revolutionszeiten. Und in der That, das größte Unglück für ein Volk ist es nicht, unter den Umwälzungen und

Empörungen einer stürmischen Zeit seinen materiellen Interessen, seinem Wohlstande tiefe Wunden geschlagen, ein politisches System stürzen, das Blut seiner Söhne auf den Schlachtfeldern fließen zu sehen. Das größte Unglück ist es, „wenn die geistige und moralische Existenz der Gesellschaft an ihrer Wurzel angegriffen wird; wenn mitten in der Wonne des Friedens, bei allen materiellen Fortschritten, sogar mitten in der Entwicklung des öffentlichen Glückes und Wohlstandes der Nation der religiöse Glauben untergraben und vernichtet, die moralische Ideen verkehrt die Geister in den sinnlichen Vergnügungen entnervt, der Hochmuth und der Luxus über die Massen gesteigert werden; wenn bei allem diesem die socialen und häuslichen Bande gelockert und oft durchrissen werden; wenn die Verehrung des Mammon die öffentliche Weihe erhalten hat.

Wenn die schändlichsten Laster auch ihre Apothese durch die Schändung der Künste und die Entehrung der Wissenschaft haben; wenn die Selbstsucht die Stelle der Tugend ersetzt; wenn endlich die Kleinlichkeit, die Feigheit, die Arglist und die Schmeichelei an die Stelle der edlen und großherzigen Gefühle getreten sind.“ Kurz, schlimmer als alle Revolutionen wirken die revolutionären Ideen, sobald diese einmal in das Gewand der ruhigen, kalten Wissenschaft gekleidet, zugleich als „öffentliche Meinung“ des Volkes Geist und Leben beherrschen. Dann wird die Revolution aus einer acuten Krankheit zum chronischen Uebel der Zeit, dehnt sich aus zu einer weiten, Jahrhunderte umspannenden Revolutionsperiode, die ihr Ende erst erreicht, wenn endlich das tödtliche Gift die schleichende Krankheit durch ein Eingreifen höherer Mächte überwunden oder aber die Nation als solche vom Schauplatz der Geschichte verschwunden ist.

---

Alles wollen in Gott und nichts wollen außer Gott, das ist die höchste Vollkommenheit, welche der Mensch auf dieser Erde erreichen kann.

## W e r m i t s t e s .

Die Altäre des Alten Bundes waren Gott wohlgefällig, weil sie die Vorbilder des Kreuz-Altars waren; die Altäre des Neuen Bundes sind es um so mehr, weil Christus auf ihnen sein Opfer wiederholt. Alle gottgefälligen Altäre reihen sich um diesen schmucklosen Kreuzesaltar, der mit seinem Fuß in die dunkle Tiefe reicht, mit seinem Gipfel gen Himmel steigt, mit seinen Armen nach beiden Seiten hin die ganze Welt umfaßt, an dem Christus schwebt, verzeihend, schmachtend, ringend, Tod und Hölle bezwingend, sein Blut zur Erde, sein Gebet und seinen Geist zum Himmel sendend und den Himmel wieder verbindend mit der Erde.

Welch ein Unterschied zwischen dem Garten des Paradieses und dem öden Kalvarienberge, welch' ein Unterschied zwischen dem fröhlich und lieblich grünenden Baume des Lebens an den Wassern des Paradieses und dem neuen Baume des Lebens, dem verdorrten, schauerlich blutbethauten Kreuze, dem Zeichen des Leidens und der Buße, an welchem Jesus Christus als schuldloser Büßer hängt! Aber jener Baum des ehemaligen Paradieses ist für immer abgewelkt und geschwunden. Nur dieser Kreuzesbaum lebt und sproßt; nur in seinem Schatten können wir arme und verbannte Flüchtlinge des Paradieses Ruhe finden. In seinen Schatten und Schutz ladet Christus uns mit ausgedehnten Armen: „Kommet alle zu mir;“ nur durch seine bitteren Früchte können wir gefunden.

Wir müssen stark in der Gnade sein, stark in Gemeinschaft mit Gott, stark in der Kraft des inwendigen Lebens. Wir können nicht aus uns selbst hervorbringen, was nicht in uns ist; wir müssen zu Gott gehen, um gefüllt zu werden, sonst fließen wir nicht über. Die Lampen können leuchten, aber sie müssen mit Del versehen werden, sonst werden sie aufhören zu brennen: wir müssen Speise

haben, sonst können wir unsere Lebenskraft nicht aufrecht halten; wir müssen von Christo leben, wir müssen mit seinem Herzblut genährt werden, sonst wird das Leben in uns nur ein Leben des Schmachtsens sein, aber kein Leben des Triumphes und der Erfahrung.

Wir Menschen hienieden sind durch das Kreuz Christi bezeichnet als ein Büßergeschlecht. Das Paradies vollen Glückes auf Erden wird nie kommen. Das Paradies liegt nicht mehr vor uns in der Zukunft dieses irdischen Lebens, wie die falschen Propheten sagen, wie unsere Dichter träumen; wer ihm nachjagt, jagt einem Schattenbilde nach, welches ewig vor ihm flieht. Das Paradies liegt hinter uns in der Ferne der Vergangenheit und wir haben es in unseren Stammeltern vernirrt und verloren; seine Thore sind geschlossen durch Gottes allmächtige und gerechte Hand.

Diejenigen, deren Herzen Gefäße der Gnade sind, besitzen Freuden, welche anderen Namenschristen ganz unbekannt sind. Welche Entzückungen und Wonnen werden oft denen verliehen, deren Seele von der Gnade voll ist! „Wohl dem Volk, das jauchzen kann, Herr; sie werden im Lichte deines Anlitzes wandeln!“ Wenn andere Hunger leiden, werden sie Speise haben; wenn andere matt werden, wird ihre Kraft erneut werden, weil ihre Seelen gelernt haben, die heiligmachende Gnade zu bewahren. O Menschen, wenn ihr heilig sein sollt, müßt ihr mit den Heiligen Gemeinschaft haben und auf eurem Anlitze muß ein Glanz sich widerspiegeln von dem Angesichte eures Herrn; in seinem Lichte allein könnt ihr als Lichter in der Welt scheinen.

Muß nach Bethlehem hingehen,  
Will mein Herr es auch nicht haben,  
Und mir auch einmal befehen  
Diesen heiligen Königsknaben.

## Sine brave Tochter.

**D**ie Straßen des Rheinstädtchens B. waren an einem düsteren, stürmischen Oktoberabend wie ausgestorben. Heulend sauste der Wind über die Dächer dahin, daß die Ziegel klappereten und die Wetterhähne sich knarrend in ihren verrosteten Angeln hin und her drehen.

Da öffnete sich die Thüre eines ärmlichen Wohngebäudes und ein junges, bleiches Mädchen trat heraus auf die Straße. Der Wind tobte in demselben Augenblicke so heftig, daß er die Jungfrau fast umwehte. Fröstelnd und zitternd blieb dieselbe eine Minute lang stehen. Dann aber raffte sie sich auf, zog ihren ärmlichen Mantel fester an den Körper und nahm den Kampf mit dem tobenden Elemente muthig auf.

„Es muß sein;“ flüsterte sie vor sich hin, während sie dem Winde buchstäblich jeden Schritt abzurufen hatte; „der Gang geschieht ja für meine arme, franke Mutter.“

Vor einem hohen, stattlichen Gebäude auf dem Marktplatze machte sie Halt. Der trübe Schein einer Petroleumlaterne beleuchtete nur flackernd und unsicher eine blanke Messingplatte mit der Inschrift: „Dr. med. Paul Wendel, Medizinalrath.“

Mit ängstlichem Zögern zog das Mädchen die Nachtschelle. Es dauerte indessen einige Minuten, bis ein Fenster im ersten Stock aufgerissen und ein Kopf sichtbar wurde.

„Wer ist da?“ rief es nicht gerade freundlich zu dem Mädchen herunter.

„Ich, Paula Eller, Herr Doktor!“

„Was wünschen Sie denn schon wieder?“

„Ich möchte Sie herzlich bitten, doch noch einmal nach meiner Mutter zu sehen; es ist diesen Nachmittag und besonders heute Abend wieder schlimmer geworden.“

„Gut,“ brummte der Arzt, „in einem halben Stündchen bin ich da. Uebrigens habe ich Ihnen schon gestern gesagt, Jungfer Paula, daß man der Krankheit vorläufig ihren freien

Lauf lassen muß. — Was geschehen konnte zu ihrer Heilung, ist geschehen und —“

Ein lautes Schluchzen, das sich aus der Brust des Mädchens losrang und noch das Pfeifen des Windes übertönte, unterbrach den Nebestrom des Medizinalrathes.

„Na, nu?“ fragte derselbe recht verwundert.

„Ach, Herr Medizinalrath,“ sagte weinend die Arme, „es thut mir ja unendlich leid, daß ich Sie noch heute Abend bei dem fürchterlichen Wetter zu uns bitten muß. Aber meine arme Mutter ist so schlimm daran, daß ich nicht anders konnte.“

„Beruhigen Sie sich nur, seien Sie nicht so aufgereggt, Fräulein Eller,“ begütigte der Arzt das Mädchen in schon freundlicherem Tone. „Ich werde sehen, was sich noch thun läßt, ich komme sofort.“

Er schloß das Fenster und Paula wandte sich zum Heimwege. Die Angst um die geliebte Kranke beflügelte ihren Fuß, so daß sie schon nach wenigen Minuten wieder am Bette der Leidenden eintraf.

Dieselbe schlief. Paula setzte sich zu ihr hin; ihre Augen hafteten unverwandt auf dem bleichen Gesichte der Thueren, die Rechte derselben nahm sie in ihre Hand und hielt sie umschlungen.

So hatte es das Mädchen schon seit einer Woche gehalten. Tag und Nacht war sie nicht von dem Bette der Mutter gewichen, die eine heftige Lungenentzündung jäh auf's Krankenbett geworfen. Welche Gedanken waren in dieser kurzen Zeit schon durch Paula's Sinn gefahren! Welche Seufzer hatten ihre Brust gehoben und wie viel Thränen waren schon aus ihren Augen geflossen!

Ach, die Mutter war dem Mädchen ja Alles, Alles, das einzige Wesen, das es auf der Welt besaß. Früh zur Wittive geworden und alleinstehend, hatte Frau Eller ihr Töchterchen um so inniger an sich geschlossen. Die lebten

nur für einander und gingen in der wechselseitigen Sorge für einander auf.

Und nun? Die arme Paula wagte den Gedanken nicht auszubedenken. Wenn ihr Mütterchen sterben sollte, war sie ganz verlassen, mütterseelenallein. Sie erschauerte; tief sank das blonde, schöne Lockenköpfchen auf die Brust herab, leise weinte sie vor sich hin. So mochte sie eine Viertelstunde unbeweglich dagefessen haben, als der Arzt eintrat. Die Kranke erwachte bei dem Tritte desselben und blickte verstört um sich.

„Mutter, Mütterchen, wie ist Dir?“ flüsterte ihr die Tochter liebevoll zu. Die Kranke schaute einen Augenblick auf das angstbewegte Gesicht der Tochter und entgegnete dann matt:

„Nicht gut Paula. O, meine Brust, meine Brust!“

Vor Müdigkeit fielen ihr die matten Augenlider sofort wieder zu. Medizinalrath Wandel musterte mit ernstem Blick das Aussehen der Kranken. Er prüfte ihren Puls und schüttelte dann den Kopf bedenklich.

„Fieber, immer hohes Fieber,“ murmelte er.

Mit dem Ausdruck unfäglicher Angst und Spannung auf dem schönen Gesichtchen hatte Paula die Miene des heilkundigen Mannes betrachtet. Als derselbe so ernst dreinschaute und bedenklich mit dem Kopfe schüttelte, knickte sie unwillkürlich zusammen und hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten.

„Herr Doktor?“ kam es fragend von ihren Lippen.

Dieser winkte ihr, ihm in das anstoßende Zimmer zu folgen. „Die Lage ist ernst,“ meinte er dann zu dem zitternden Mädchen, „die Lungenflügel Ihrer Mutter sind beide entzündet und das Fieber ist hochgradig.“

„O Gott, Herr Doktor, retten sie doch mein Mütterchen, o retten Sie es, retten Sie es!“

Stehend streckte die Arme die Hände zum Arzt empor. Der Ausdruck ihres Gesichtes war so jammervoll und hilflos, daß es selbst den alten Medizinalrath, der doch an solche Scenen gewohnt war, tief ergriff. Seine Stimme verlor die gewohnte Härte und mil-

derte sich zur Weichheit, als er sagte: „E geschieht gewiß alles, was möglich ist, aber man muß sich im menschlichen Leben auf Vieles gefaßt machen.“

„Ist denn gar keine Hoffnung mehr vorhanden?“ preßte Paula stoßweise hervor.

„Gar keine Hoffnung, das will ich nicht sagen,“ antwortete der Arzt leise.

Damit nahm er einen Zettel Papier aus seiner Brieftasche hervor und verschrieb ein Rezept.

„So versuchen wir es noch mit dieser Arznei, alle Stunde einen Eßlöffel voll!“

Wie wenn sie nach ihrer leiblichen und geistigen Seligkeit griffe, nahm Paula den Zettel entgegen.

„Diese Nacht tritt die Krise ein,“ sagte noch der Medizinalrath, indem er das Zimmer verließ.

„Lassen Sie ihre Mutter keinen Augenblick außer Acht!“

Mitternacht nahte heran. Das Städtchen lag in tiefem Schlafe, unbesorgt, daß der Sturm wie toll an Thüren und Fenstern rüttelte, und daß ein Menschenkind in seinen Mauern zwischen Leben und Tod schwebte.

Paula hatte sich jetzt die angeordnete Medizin verschafft und die Kranke damit versorgt. Weit aufgerissenen Auges und fast mit versagendem Herzschlage hatte das Mädchen alsdann die Wirkung des Heilmittels von dem Antlitze der Kranken ablesen wollen. Allein dieselbe mußte keine erfreuliche sein. Das Gesicht der Kranken erglühte in Fieberhitze, ihre Schwäche wurde andauernd größer und vernehmlich grollte ein schlimmes Röcheln von ihren Lungen empor.

Einige Male versuchte sie zu sprechen — allein sie brachte nur mit großer Mühe einen Laut über die Lippen. Paula's Angst drohte in Verzweiflung auszuarten. Starr wie eine Bildsäule stand sie an dem Schmerzenslager der Kranken; ihr Athem flog, auch ihre Wangen glühten in der Fiebergluth der Aufregung.

Da schlug die Thurmuhr laut und düster zwölf. Das Mädchen schauerte zusammen und riß sich gewaltsam aus seiner Starre empor.

Es eilte zu dem Medizinfläschchen — die Mutter mußte nach der ärztlichen Vorschrift jetzt Arznei nehmen.

Mit gefülltem Löffel trat Paula jetzt zu der Kranken zurück und bat dieselbe um Aufmerksamkeit auf die Medicininnahme.

Mühevoll öffnete Frau Eller die Augen, die bereits tief in den Höhlen lagen.

Als Paula ihr aber die Flüssigkeit reichen wollte, schüttelte sie abweisend den Kopf.

„Laß das mein Kind,“ kam es bruchweise von ihren Lippen, „es hilft nichts. Menschliche Hülfe — — ist — nicht mehr möglich. — Ich fühle es.“

Paula brach in herzerschütterndes Weinen aus.

„Mutter, Mütterchen,“ schluchzte sie heraus, „sprich doch nicht so. Es ist unmöglich, der liebe Gott kann Dich mir nicht rauben.“

Sie preßte die fiebernde Rechte der Patientin an ihr Herz und benetzte dieselbe mit heißen Thränen.

Die Wittve versuchte zu lächeln und nickte dem untröstlichen Mädchen freundlich zu. Da winkte sie Paula, sich näher zu ihr niederzubeugen.

Die Tochter willfahrte dem Wunsche der Mutter und legte ihr Ohr fast an den Mund der Kranken.

„Bete,“ röchelte diese ihr fast unvernehmlich zu, „bete, daß der Herr diese Krisis glücklich verlaufen läßt. Flehe, besonders zur Rosenkranzkönigin, sie . . .“

Die Stimme versagte der fieberverzehrten Frau. Ihre schwache Hand deutete zitternd auf eine liebliche Marienstatue, die auf einer kleinen Kommode stand und mit künstlichen Blumen reich geschmückt war. —

Mechanisch gehorchte die Tochter dem Winke der Mutter. Ach, sie hatte in diesen Tagen schon so viel zur Mutter Gottes gebetet, und es hatte doch nichts geholfen! Fast war sie Kleingläubig und übelmüthig geworden. Aber jetzt, in der höchsten Lebensgefahr der Mutter, faßte die Arme wieder neuen Muth, neue Zuversicht auf die Hülfe der hehren Himmelskönigin, die ja so mächtig war am Throne ihres Sohnes und so manchem Erdenpilger geholfen hatte.

Paula warf sich vor dem Marienbilde auf die Kniee nieder, mit glühender Seele und tiefster Inbrunst vertraute sie der Himmelmutter ihr Herzleid, ihr ganzes Seelenleid. Sie flehte und bat, weinte und schluchzte aus Herzensgrund beim Abbeten ihres Rosenkranzes. Dann fügte sie noch hinzu:

eine himmlische Mutter, meine süße Frau“, betete sie ganz leise, um die Kranke nicht zu stören, „noch niemals hast Du die flehentlichen Bitten eines armen Erdenpilgers unerhört gelassen. Du bist ja so gütig, so milde und besitzest bei Deinem göttlichen Sohne so große Macht. O laß denn auch mein Flehen nicht unerhört. — Siehe auf mein Elend, auf meine Seelenangst. Bitte Deinen Sohn, daß er meiner Mutter die Gesundheit wieder schenke, wenn es sein hl. Wille ist, daß er mir die einzige Stütze und Freude meines Daseins nicht raube, wenn es so in seinen Augen gut ist. Mein ganzes Leben will ich dir hierfür dankbar sein, Dich stets als meine Fürsprecherin und Retterin meiner Mutter preisen. O reine, gütige Jungfrau, die Du selber bereinst auf Erden so viel gelitten hast, wende im Andenken hieran Dein süßes Antlitz nicht ungnädig von mir ab, sondern höre, erhöhe mich, Du gnadenreiche Rosenkranzkönigin.“

Und wunderbar! Wie von Centnerlast fühlte sich die Jungfrau befreit, als sie vom Gebete aufstand. Es war ihr viel leichter und wohlger um's Herz, während sie zu dem Schmerzenslager der Mutter zurückkehrte. Sie hatte sich ja einmal völlig ausdrücken können vor der heiligen Jungfrau, sie hatte dieser ihr ganzes Herz ausgeschüttet. Wie dies aber in gewöhnlichen menschlichen Verhältnissen den Schmerz schon sehr vermindert, so hatte die Aussprache und das Flehen an Maria die unglückliche Paula noch viel mehr getröstet. Sie legte den Rosenkranz fort und musterte die Kranke. Dieselbe schlief. — War sie vor Mattigkeit eingeschlummert? Ihr Athem dünkte Paula ruhiger, minder beschleunigt wie vordem, die unnatürliche Röthe des Gesichtes war verschwunden und das Nöcheln der Brust kaum noch vernehmlich.

Das Mädchen erzitterte vor Freude. War

die Krise vorbei, war sie gut verlaufen? Hatte die heilige Mutter Gottes ihr Gebet schon so schnell erhört?

„Geb' es Gott,“ drängte es sich dankbar von Paula's Lippen. „Nie wollte ich aufhören, ihm hierfür zu danken!“

Um die Ruhe und den Schlummer der Mutter nicht zu beeinträchtigen, stellte Paula einen verdunkelten Schirm vor die Lampe und zog sich selber in die Ecke des Gemaches zurück. Sie beobachtete noch eine Zeit lang die Züge der Mutter, und als sie dieselbe ganz ruhig und friedlich fortzuschlummern sah, lehnte auch sie sich in die Lehne des Sessels, auf dem sie Platz genommen, zurück, und schlief ein wenig.

Der graue Morgen des folgenden Tages fand Paula schon wieder am Krankenlager. Die Mutter hatte einen gesunden Schlaf gehabt und fühlte sich wohler. Zwar war sie noch recht schwach und matt, aber die Schmerzen in der Brust hatten nachgelassen, und das Fieber war fast völlig verschwunden.

„Ich glaube, ich habe die Krisis überstanden, Paula,“ lächelte die Kranke.

„Dem Himmel sei Dank!“ rief diese mit innigem Blick auf das Muttergottesbild. Und in überquellender Seelenbewegung neigte sie sich zur Mutter und umarmte sie.

Um acht Uhr war auch schon Medizinalrath Dr. Wendel wieder zur Stelle. Paula empfing ihn mit glückstrahlendem Gesichte im Vorzimmer.

„Nun?“ fragte er lakonisch.

„Die Mutter fühlt sich bedeutend besser.“

„Das freut mich, freut mich von Herzen. Wollen gleich sehen.“ Und die Untersuchung, die er nunmehr mit Frau Eller anstellte, bestätigte Paula's Aussage.

„Der Höhepunkt der Krankheit ist überschritten,“ nickte der Arzt befriedigt zu. „Die Zunge zeigt Heilsymptome. Wenn nichts be-

sonders mehr vorfällt, ist Ihre Mutter gerettet.“

Das Mädchen konnte nichts erwidern vor Freude. Große Glücksthränen standen ihr in den Augen, so daß sich selbst der rauhe Medizinalrath davon ergriffen fühlte.

„Sie sind ein wackeres Mädchen, Fräulein Paula,“ lobte er dann die Jungfrau; „Ihre Bemühungen sind es hauptsächlich, denen wir die Besserung in dem Zustande der Kranken zu verdanken haben.“

„Nein, o nein,“ wehrte Paula dieses Lob ab. „Der höchste und meiste Dank gebührt vor allem der lieben Mutter Gottes, der Rosenkranzkönigin.“

„Wieso?“

Sie hat, als mein Mütterchen mit dem Tode rang, und ich innige Fürbitte für die Leidende bei ihr einlegte mein Gebet erhört und die Wendung zum Besseren herbeigeführt.“

Der Medizinalrath schüttelte Paula warm die Hand. Er war ein frommgläubiger Mann und deshalb weit entfernt, die Aussage des Mädchens zu belächeln oder gar zu bespötteln.

„Nicht so,“ meinte er herzlich. „Erhalten Sie nur immer solch' kindlich frommen Sinn und so hohe Verehrung der Mutter Gottes, dann wird Ihnen im Leben manches leicht werden, was Andere schwer drückt.“

„Doch nun muß ich weg,“ fuhr er fort, „zu meinen anderen Kranken. Guten Morgen! Auf Wiedersehen!“ — —

Frau Eller genas in zwei Wochen völlig. Paula war überglücklich darüber und umgab die Mutter mit einer Liebe und Sorgfalt, welche diese oft zu Thränen rührte. Noch lange Jahre lebten Mutter und Tochter in herzlichster Liebe zusammen und keinen Tag ließen sie vorüber gehen, ohne der lieben Mutter Gottes für die werththätige Hülfe, die sie damals der Kranken hatte zu Theil werden lassen, innigst zu danken im Rosenkranzgebete.

Wüßten sie die heil'ge Lehre  
Von dem Herrn und seinem Reich,  
Wüßten sie auch, daß Maria  
Mutter und Jungfrau zugleich.

Christus heißt Manuel,  
Name süß, voll Leben,  
Glücklich, wem er in der Tauf'  
Immer beigegeben.

## Großvater und Enkel.

(Fortsetzung.)

### 6. Auf dem Wege nach Chester-Castle.

Wie ersten Strahlen der Frühlingssonne, welche in Blainsco-Hall die Angst des Kranken und seines greisen Wärters sahen, trafen im Hause Chattertons den Knaben noch im süßen Morgenschlummer. Aber schon klopfte es an seiner Kammerthüre, und man rief ihm, er möge sich reisefertig machen; der gewaffnete Knecht, der ihn nach Chester-Castle führen sollte, siehe bereit. Noch einen letzten Sturm auf die Standhaftigkeit des Knaben versuchte Chatterton.

„Wenn du auch nur ein einziges Mal gutwillig unserem Gottesdienste beizuhören willst, so lasse ich dich frei zu deiner Mutter heimkehren“, sagte er.

„Um diesen Preis konnte ich meine Freiheit schon lange erkaufen“, erwiderte John. „Laßt es gut sein, Herr! mit Gottes Hilfe werdet Ihr mich nie bewegen, auch nur scheinbar meinen Glauben zu verkünnen.“

„So magst du denn in den Gewölben von Chester-Castle lebendigen Leibes vermodern, unseliger Trozkopf!“ rief ihm der charakterlose Mann nach.

John war recht froh, endlich der Gegenwart dieses Menschen enthoben zu sein, dessen Schmeicheleien ihm widerlicher waren als seine Drohungen. Als er den Edfels im Rücken hatte und an der Seite seines Wächters zwischen Gärten und Wiesen dahinschritt, athmete er auf und sagte zu sich selbst: „Noch lieber im Gefängnisse als bei diesem bösen Manne.“ Der Knabe schaute sich fleißig um; er meinte, sein Auge müßte irgendwo den lieben Zügen der Mutter begegnen; aber seine Blicke suchten umsonst.

Nicht lange war John mit dem Kriegsknecht durch den frühlichen Maimorgen in die offene Landschaft hinausgewandert, als der sonst

einsilbige und heute wegen der unangenehmen Sendung besonders griesgrämige Gesell, von der freundlichen Art des Knaben angeregt, gesprächiger wurde. Während er anfangs kaum ein kurzes Wort auf die vielen Fragen Johns erwiderte, war er, er wußte selbst nicht wie, aus Erzählen seiner Erlebnisse gekommen, und berichtete unter anderem, wie er vor wenigen Monaten die beiden Hochberäther James Bell und John Finch von Manchester nach Lancaster begleitet habe, wo sie hingerichtet wurden.

„James Bell von Warrington und John Finch von Eccleston, die ehrwürdigen Martyrer, von denen ich so vieles hörte?“ rief der Knabe erschrocken. „Bob, wißt Ihr auch, daß ich nie mehr ruhig schlafen könnte, wenn ich zu einer so schmachlichen That mitgewirkt hätte?“

„Zum Henker auch — ich thue was man mich heißt!“ sagte der Scherge. „Was habt ihr Papisten für harte Schädel! Und es wird dir eines Tages gerade so gehen, wenn du deinen Trozkopf nicht fein ducken lernst. Doch, was ich sagen wollte — dem Bell gönne ich den Strick; aber Mr. Finch that mir leid, so war ich ein ehrlicher Kerl bin. Er war ein Ehrenmann und hatte zu Hause in Eccleston Frau und Kind; nette Leute, ich kenne sie, und sein einziges Verbrechen war, daß er unserer Königin das Regiment in geistlichen Sachen nicht zuerkennen wollte.“

„Und weshalb freut Ihr Euch denn über den Tod des ehrwürdigen Bell, den ich einmal zu Warrington sah, als ich bei Tante Allen auf Besuch war?“

„Weil der Mann früher selbst lange Jahre protestantischer Prediger war. Ich selbst habe ihn gegen den Papst und die Papisten donnern hören, und das ärgert mich immer, wenn einer den Mantel nach dem Winde hängt,“ antwortete Bob.

„Ja damals, als er nach dem Beispiel unserer Königin die neue Religion annahm, hat

er freilich den Mantel nach dem Winde gehängt; als er sich aber für den alten Glauben martern ließ, war er doch gerade keine Wetterfahne“, sagte der Knabe.

„Du hast eine geläufige Zunge, kleiner Knirps“, lachte der Soldat, dem die offene Weise des Knaben wohlgefiel. „Unser Bischof hat allen Grund dich zeitig nach Nummer Sicher zu bringen; du predigst ja jetzt schon trotz einem alten Barsüßer! Aber, Spaß beiseite, man kann die Sache auch mit deinen Augen ansehen, und dann wären eigentlich wir diejenigen, welche den Mantel nach dem Winde hängen. So viel ist gewiß, daß der Bell sich nicht wie eine Memme benahm. Mit meinen eigenen Ohren hörte ich, wie er den Richter nach Anhörung des Todesurtheiles bat, man solle ihm auch noch seine Lippen und seine Fingerspitzen durch Henkershand abschneiden lassen, weil er die neuen Glaubensartikel der Königin, seinem Gewissen zuwider, beschworen und unterschrieben habe. — Doch, zum Kukuck, die Sonne brennt schon tüchtig; bald muß es Mittag sein, und das viele Neben macht unmenssächlich durstig. Sie hätten uns auch einen Gaul geben können! Du mußt ja mit deinen kurzen Beinen elend müde werden, und am Ende muß ich dich auch noch tragen! Kommt denn heute kein Fuhrwerk des Weges, daß wir für ein Stündchen aufsteigen könnten?“

Die beiden standen jetzt auf der Höhe eines kleinen Hügels und genossen einen weiten Fernblick nach Süden und Westen. Zu ihren Füßen dehnte sich ein flaches Tiefland, Moor und Heide von Hecken und Buschwerk vielfach durchschnitten, und an seinen äußersten Grenzen funkelten im Sonnenglanze die Dächer und Thürme eines Städtchens.

„Das ist Ormskirch“, sagte der Kriegsknecht, „und dahin müssen wir noch vor Abend; da sind wir angemeldet, wie mir der Bischof sagte. Es mögen immer noch vier oder fünf Stunden Weges bis nach dem Neste sein. Wie steht's? Meinst du daß du mit deinen Beinchen so weit kommst?“

„Warum könnten wir nicht nach Blainsco-Hall?“ fragte der Knabe. „Die waldigen Hügel da drüben sind die Höhen von Wigan,

und so hätten wir gar nicht weit dorthin. Ich bin wirklich müde.“

„Nach Blainsco-Hall und Wigan dürfen wir nicht. Doch können wir uns meinetwegen etwas unter dieser Buche setzen; aber besser wird es sein; du hältst noch ein Stündchen aus, bis wir in die Schenke zum ‚Güldenem Stern‘ kommen. Da magst du rasten, und ich denke, die dicke Wirthin, welche ich für eine hartgesottene Papistin halte, wird dir gerne einen kräftigen Imbiß schenken, wenn ich ihr deinen Handel erzähle. Denn für dich bezahlen kann ich nicht; der Reiseschilling reicht ja kaum zur Hälfte, meinen eigenen Durst zu stillen. Kommt denn wirklich heute kein Fuhrwerk des Weges?“ fragte er nochmals und schaute den Weg zurück, der sich in weiten Schlangenlinien zwischen Hecken hinzog. „Sind das nicht zwei Reiter da hinten? Ich meine, ich hätte sie schon früher bemerkt.“

„Ja wohl, ich glaube, sie reiten schon mehr als eine Stunde hinter uns her“, sagte John; dann folgte er seinem Begleiter, der den Weg wieder unter die Füße nahm.

Die beiden Reiter schienen das Zaudern des Knaben und des Schergen aus der Ferne zu beobachten.

„Jetzt, meine ich“, sagte der eine, „könnten wir einen Anfang machen. Bevor mir zum ‚Güldenem Stern‘ kommen, muß die Sache schon eingefädelt sein. Sie gehen schon seit einem Stündchen langsamer, und es sollte mich wundern, wenn es mißglückte. Vergiß deine Rolle nicht, und sein hübsch die Augen offen gehalten!“

„Ihr sollt mit mir zufrieden sein, und ich denke, wir werden einen lustigen Spaß obendrein erleben. Freilich, wenn es fehlschläge, so könnte es uns auch den Hals kosten“, erwiderte der Begleiter.

„Nur muthig voran“, schloß der erste, offenbar der Herr. „Es ist ja meiner Treu, ein ehrlicher Streich, und die Verfolgten beschützen hat immer für ritterlich gegolten.“ Hiermit versetzten die Reiter ihre Pferde in einen mäßigen Trott, und bald hatten sie auf dem jenseitigen Hange des Hügels den Schergen mit seinem jugendlichen Gefangenen er-



reicht. Beide trabten vorbei, ohne sich um den Knaben und seinen Wächter zu kümmern. Als sie dieselben aber zwanzig Schritte überholt hatten, sprang der eine plötzlich vom Pferde und machte sich mit dem Riemenzeuge zu schaffen, während sein Begleiter des Weges fürbaß ritt.

Nach wenigen Minuten erreichte Bob mit dem Knaben den Reiter und wurde von ihm mit den Worten angeredet: „He, guter Freund, haltet mir doch einen Augenblick den Rappen; der Bursche ist etwas krieglich, und ich muß ihm den Sattelgurt anziehen. Ich will es Euch drunten im ‚Guldenen Stern‘ Gedanken.“

Bob lief rasch herbei und faßte die Zügel. Die Sache war bald erledigt; dann klopfte der Reiter seinem Knecht den Hals und schwang sich in den Sattel. Jetzt erst schien er den kleinen John zu bemerken, der den Fremden mit seinen großen blauen Augen freundlich ansah.

„Ihr habt da einen netten Jungen; ist es Euer eigen Kind?“ fragte der Reiter, mit den Fußgängern Schritt haltend.

„Mein eigen Kind!“ lachte Bob aus vollem Halse. „Ihr habt es nahezu getroffen? Habt Ihr vielleicht etwas von dem jungen Worthington gehört, der seit dem letzten Gerichtstage von Preston so viel Redens von sich macht?“

„Von dem papistischen Trozkopfe, den der Bischof von Chester nicht brechen kann?“

„Just von demselben — und hier könnt Ihr den Wunderknaben lebhaftig sehen!“ So stellte der Scherge seinen Gefangenen vor. Der Reiter spielte trefflich den Ueberraschten; er hielt sein Pferd an und musterte den Knaben mit großen Augen von Kopf zu Fuß, so daß John fast verlegen sein Barett von dem blonden Dackenkopf nahm.

„Der da?“ sagte der Fremde, „er sieht bei meiner Ehre nicht so frech aus, als ich ihn vorgestellt hatte. Nun, es ist gut, setze deine Mühe nur auf! Und wohin bringt Ihr ihn?“

„Nach Chester-Castle. Diesen Morgen sind wir von Chorley fort, und heute Abend hoffen wir bis Drmskirk zu kommen. Von da geht

es über Portico und Ditton an die Mersey“, sagte Bob.

„Und Ihr habt heute schon mit dem Kinde den weiten Weg zu Fuß gemacht? Glaubt Ihr denn, der Junge würde es aushalten? Hat denn der Bischof kein Roß in seinem Stalle?“ fragte der Reiter.

„Zum Ruckuck, ja das habe ich auch gesagt“, rief der Wächter. „Warum gibt man uns keinen Gaul mit! Der Junge kann jetzt schon kaum mehr gehen, und ich werde ihn am Ende noch tragen müssen! Doch, da fällt mir eben ein — Ihr könntet den Burschen wohl ein Stündchen hinter Euch in den Sattel nehmen; Euer Knappe würde es ja nicht spüren.“

„Was fällt Euch ein! meint Ihr, ich thäte einem Papisten den Gefallen? sagte der Fremde lachend.

„Ei, es ist ja nur ein Kind, und dann thut Ihr ja eigentlich mir den Gefallen“, bat der Wächter.

„Nun, meinettwegen“, sagte der Reiter. „Ich habe gerade keine so große Eile — bis ‚Guldenen Stern‘ vorläufig. Wollt Ihr das Roß am Zügel führen, damit ich Euch nicht durchgehe?“

„Wird nicht nöthig sein“ lachte Bob. Zudem habe ich meine Pike bei der Hand, mit der ich dem Rappen den Leib durchrennen kann, wenn er einen Schelmenstreich vollführen will.“

Unter muntern Gesprächen erreichten die Reisenden, als die Maisonne im Mittag stand, das kleine Wirthshaus zum ‚Guldenen Stern‘, nach welchem sich der durstige Bob schon lange gesehnt hatte. Die dicke Frau Wirthin stand in der Hausthüre und verabschiedete soeben den Mann, den wir zuerst in Begleitung des Reiters trafen, welcher John zu sich in den Sattel nahm. Er sprengte davon, bevor die Ankommenden den Schatten der prächtigen Ulmen erreichten, welche ihre frischbelaubten Aeste über das freundliche Häuschen ausbreiteten.

Die Wirthin machte ihren Knig; dann hob sie zuerst den Knaben mit fast mütterlicher Zärtlichkeit vom Pferde; wußte sie ja, wer derselbe sei. Doch sie hütete sich wohl, ihre Gefühle gar zu offen zu bekennen. Bob hatte

sich an der Seite Johns breit hinter den Eichenstisch unter die Ulmen gesetzt und trank aus der gewaltigen Bierkanne, welche ihm die Wirthin mit ungewöhnlich freundlicher Miene erbenzte. Dann begann das gewöhnliche Verhör über Woher und Wohin, welches alle Reisenden im „Gülden Stern“ zu bestehen hatten. Als ihre Neugierde befriedigt schien, wackelte sie in den Hofraum hinüber, wo der Reiter sein Pferd abzäumte, und flüsterte ihm zu: „Alles ist in Ordnung, Mr. Gerard. Sie war heute Morgen hier und ist nun drüben bei den Swifts, und wenn nicht im letzten Augenblicke noch alles in die Brüche geht, so soll sie vor Sonnenuntergang den lieben Jungen in ihren Armen halten.“

„Sind die Pferde bestellt?“ fragte der Fremde.

„Von hier bis London. Unser Dick reitet voraus, und es wird alles in Ordnung sein, Ihr kennt Euch darauf verlassen. Macht nur, daß ihr zur angegebenen Zeit an der Mersey seid.“

„Gut — nun laßt meinem Klappen Hafer geben und sorgt dafür, daß der Wächter schwere Beine bekommt, so muß es wohl gelingen.“ Der Reiter wollte nun zum Tische unter den

Ulmen gehen, aber die Wirthin hielt ihn noch auf.

„Noch eines“ sagte sie. „Der alte Worthington liegt am Sterben und schreit nach einem Priester. Ich habe es von einem Reitknecht von Blainsco-Hall, der heute hier vorbeikommt, und sie können keinen Priester finden. Ist das nicht schrecklich, Mr. Gerard? Der Mann ist sonst nicht so schlecht gewesen; die Angst, ein schönes Gut zu verlieren, hat ihn zum Falle gebracht.“

„Was können wir dafür thun?“ sagte Mr. Gerard die Achsel zuckend.

„Möge unser Herr sich seiner erbarmen! Sagt nur seinem Enkel nichts davon. Wenn dieser oder sein Sohn, der Priester, Kunde davon bekämen, so könnte es uns einen Strich durch den ganzen wohlüberlegten Plan machen.“

Der Reiter setzte sich nun zu seinen beiden Gefährten unter die Ulme und zechte mit dem Wächter, während der Kleine John, müde von der ungewohnten Fußreise, sich an den Baumstamm lehnte und halb fest eingeschlafen war. Er hatte keine Ahnung davon, daß jemand in der Nähe sei, der Leib und Leben an seine Befreiung wagen wollte. (Schluß folgt.)

Ein Kind Mariens flieht die Sünde wie eine Giftschlange, es ist mit dem hl. Anselm entschlossen, wenn zu einer Seite die Hölle sich öffnete, zur andern Seite die Todsünde stünde, lieber in den Abgrund der Hölle, als in den Abgrund der schweren Sünde zu stürzen.

Jesus Christi ganzes Leben trägt die Sinnbilder und die Lasten der Arbeit. Seine hl. Mutter stellt er unter den Schutz eines Zimmermannes, vermählt und verknüpft sie, die Tochter der alten Könige, auf's innigste mit der Arbeit. Seine eigene Kindheit und Jugend flieht hin unter dem demüthigen Schatten der Arbeitsstube und bei denen, welche ihn nicht kannten, war seine Hoheit verborgen unter dem Namen des Sohnes Josephs, des Zimmermanns. Er lebt dreißig Jahre an der Seite dieses Arbeitsmannes, und seine heiligen,

schuldlosen Hände sind beschäftigt mit der Arbeit seines Vaters, bis sie zu Größerem erstarben. Er arbeitet als Bote Gottes wandernd und predigend. Ermüdet von seiner heiligen Arbeit, schläft er im Grunde des Rahnes, und dürstend ruht er am Jakobsbrunnen. Aus dem Stande der harten Arbeit wählt er seine Apostel und drückt den Wanderstab des Evangeliums in ihre arbeitschwieligen Hände. Er arbeitet endlich und kämpft Auge in Auge mit der Riesenlast der Sünden. Der Schweiß seines Angesichtes am Delberge ist blutiger Schweiß. Nicht nur arbeitete er unter den Dornen; die Dornen der Erde schlingt er um sein Haupt, und unter diesen Dornen bringt sein Blut hervor auf seiner Stirne. Arbeitend trägt er mit wankenden Schritten sein eigenes Sterbebett auf den Berg. Er ist zurückgekehrt zur Arbeit seiner Jugend und ruft als ein Arbeiter, der Unermeßliches gethan, nun aber auch erschöpft ist: „Es ist vollbracht.“